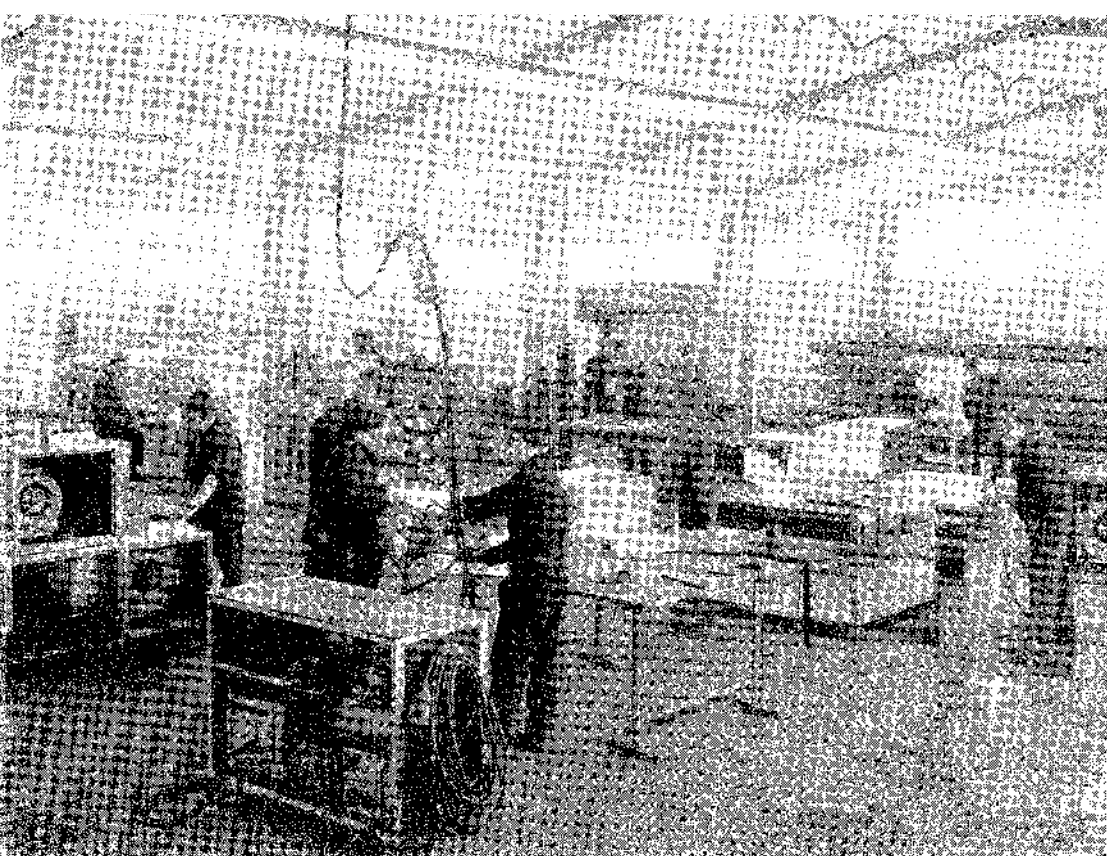


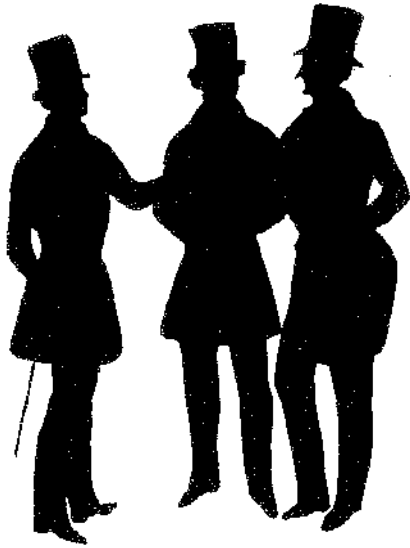
der fahrende skolast: südtiroler hochschüler-  
zeitung, bozen, aug. 1966 11. jahrg. nr. 5 und 6



## Zum Titelbild:

Büroraum und Werkshalle der Firma Schmidhammer-Euroclima KG, Bruneck.

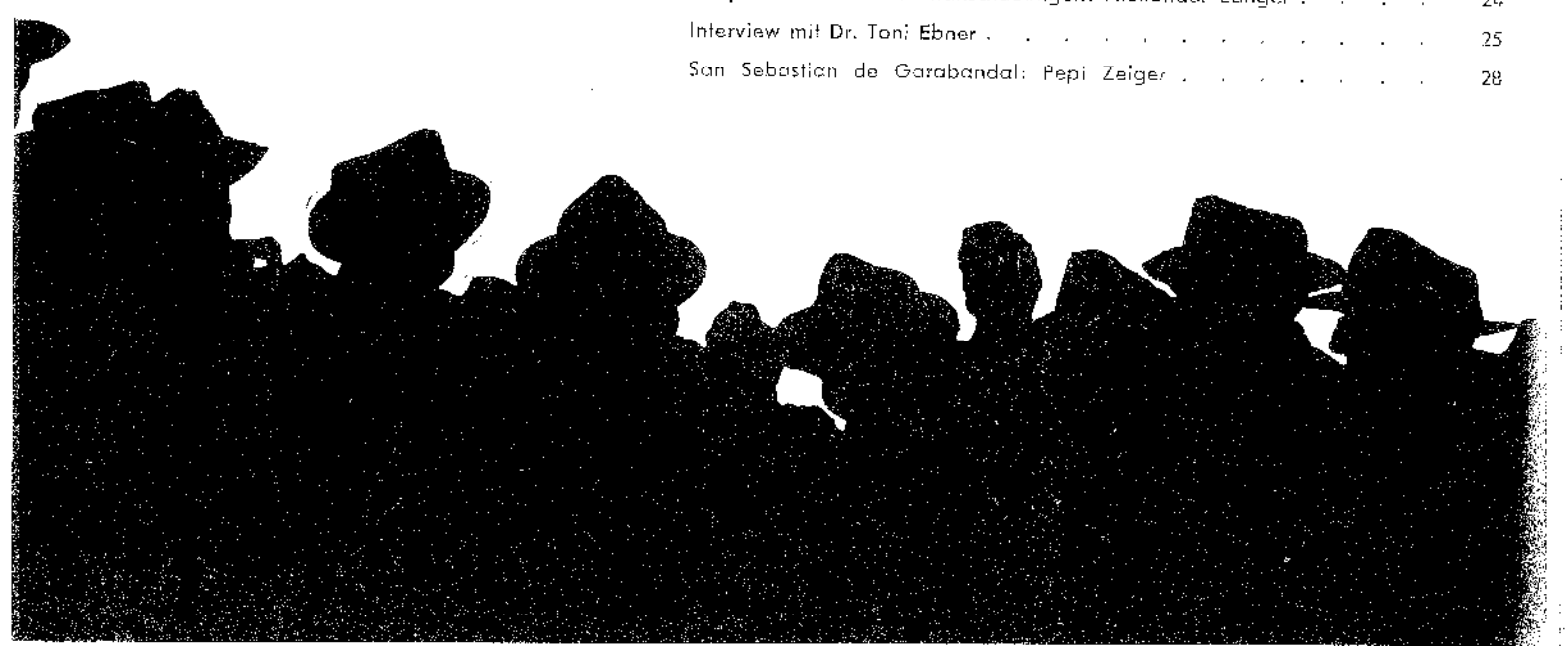
Um über das wirtschaftliche Leben in Südtirol zu informieren, werden wir im Laufe der nächsten Nummern des Skolasten einige einschlägige Artikel bringen. Wir werden auch vielleicht in freier Folge besonders interessante Betriebe vorstellen. In diesem Heft beginnen wir mit dem Diskussionsbeitrag des Univ.-Prof. Dr. Clemens August Andreae über das Sozial- und Wirtschaftsprogramm der SVP und mit dem Artikel „Fremdenverkehr im Vintschgau“ von Toni Holzgethan. Außerdem veröffentlichen wir ein Gespräch mit dem Chef einer jungen Firma, Herrn Pepi Schmidhammer.



Drei Lotsen ein Glücksjahr.

## Inhaltsverzeichnis

Fremdenverkehr im Vintschgau . . . . .	3
Präsident III: Otto Saurer . . . . .	3
SH-Nachrichten . . . . .	5—7
Ernst Wiechert: Klara Maria Veider . . . . .	8
Der schlafende Skolastikus: Pepi Zeiger . . . . .	9
Die Eule blinzelt: O. Ebnicher, Zeiger, L. Paulmichl . . . . .	10
Gedichte: Peter Allenspach . . . . .	10
Illustrationen: Hubert Zanol . . . . .	10
Pascal: Joh. Becker . . . . .	14
Eine junge Firma in Südtirol: Ebnicher-Hilber . . . . .	16
SVP-Vorschläge zur sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung in Südtirol: Prof. Dr. Clemens-August Andreae . . . . .	17
Glaube und Wissen: Gartner Luis . . . . .	18
Universität Bozen: E. Stocker . . . . .	19
Meraner Hochschulwochen: Albert Mayr . . . . .	19
Das neue China: Dr. Bernulf Kanitscheider . . . . .	20
Eduard Thöny: Leonhard Paulmichl . . . . .	22
Gespräch zwischen Wellanschauungen: Alexander Langer . . . . .	24
Interview mit Dr. Toni Ebner . . . . .	25
San Sebastian de Garabandal: Pepi Zeiger . . . . .	28



Der Fremdenverkehr stellt in Südtirol durch seinen Beitrag zum Volkseinkommen und die anspornende und vervielfältigende Wirkung des Fremdenzustroms eine sehr beachtliche, ja wesentliche Komponente der Wirtschaft des Landes dar. Gerade in den Gebirgsgebieten erweist sich der Fremdenverkehr, soweit es die Umweltverhältnisse erlauben, als einziges wirksames Mittel zur Hebung der Einkommen und damit als wichtigster Faktor der wirtschaftlichen Entwicklung. Die Aufmerksamkeit und das Interesse der Bevölkerung Südtirols der Fremdenverkehrswirtschaft gegenüber ist aber fast ausschließlich auf die Kurverwaltungen, insbesondere auf Meran und die Dolomiten Täler beschränkt. Diese Orte und Gebiete werden als Träger des Fremdenverkehrs betrachtet, während, abgesehen vom direkt interessierten Kreis, kaum jemand den übrigen Teil des Landes mit Fremdenverkehr in Verbindung bringt.

Der Vinschgau ist ein Beispiel, das für viele spricht. Kommt das Gespräch auf den Fremdenverkehr im Etschtal bis zur Töll und in dessen Seitentälern, ist das Ergebnis selten mehr als ein ungläubiges Lächeln. Sulden, Trafoi und das Stilfser Joch sind wohl bekannte Begriffe — aber der Rest? Diese Einstellung zeigt, wie wenig sich im Bewußtsein der Bevölkerung die Tatsache durchgesetzt hat, daß der Fremdenverkehr die wirtschaftliche Entwicklung des gesamten Landes beeinflußt und bestimmt.

Mit dem vorliegenden Aufsatz soll auf die Struktur und die Bedeutung des Fremdenverkehrs in einem Gebiet hingewiesen werden, das 1965 bereits einen Anteil von 5,6% an den gesamten Uebernachtungen in Südtirol hatte und in welchem die gegebenen Voraussetzungen viele Entwicklungsmöglichkeiten, vor allem im Bereiche des Wintersports und des eigentlichen Erholungsverkehrs bieten.

Die Grundlagen und Bedingungen im Vinschgau verleihen der Fremdenbewegung ihre besonderen, charakteristischen Merkmale. Auf den ersten Blick erscheint der Fremdenverkehr als sehr beweglich und sich nur zu bestimmten Jahreszeiten zu einem Aufenthaltsverkehr mit längerer Aufenthaltsdauer ausweitend. Dies resultiert aus der Eigenart des Vinschgau, als grenznahe Gebiet, von einem der wichtigsten alpenüberquerenden Reisewege durchzogen zu werden. Seine geographische Lage und die Zugehörigkeit zu Italien führen über die Reisepsychologie dazu, daß die klassischen Alpenländer Oesterreich und Schweiz bevorzugt werden, da Italien allgemein mit seinen Kunststätten und Seebädern und nicht mit seiner Gebirgslandschaft identifiziert wird und machen das oberste Etschtal zu einem Durchzugsland. Die Entwicklung des modernen Fremdenverkehrs nach dem Zweiten Weltkrieg mit seiner klaren Tendenz zum Reise- und Durchzugsverkehr über große Entfernungen bestätigte dies. Später entstanden in der Verbreitung des Wintersports und dem zunehmenden Erholungsbedürfnis des Großstadtmenschen die Voraussetzungen für den Umschwung, der den Vinschgau zu einem Ziel des Aufenthaltsverkehrs machte.

Der weitaus überwiegende Teil der einreisenden Fremden gehört zum Durchreiseverkehr. Der Anteil der im Vinschgau gemeldeten Ausländer am grenzüberschreitenden Ausländerverkehr über den Reschenpaß und Taufers schwankt seit 1950 zwischen 1,2% und 3%. Trotzdem spielt der Durchreiseverkehr nur eine zweitrangige, wenn auch nicht unwichtige Rolle. Die einreisenden Fremden, deren Urlaubsziel sich nicht im Vinschgau befindet, unterbrechen in der Regel ihre Reise kaum so knapp nach Überschreiten der Staatsgrenze. Die Wirkungen des Durchreiseverkehrs beziehen sich demnach vorwiegend auf das Gastgewerbe, das beträchtlichen Nutzen daraus zieht. Der Handel mit kunstgewerblichen Artikeln ist schwach entwickelt und entbehrt überdies solcher Orte, die zum Aufenthalt einladen.

Von großer lokaler Bedeutung ist der Ausflugsverkehr, der sich auf das Stilfser Joch konzentriert. Die Gelegenheit zum Sommerskilauf ist vor allem für das Publikum aus der Lombardei ein erstrangiger Anziehungspunkt. Während der Monate in denen die Scheitelstrecke offen gehalten wird, herrscht auf der Pashöhe und den umliegenden, durch eine Seilbahn, zwei Sessellifte und verschiedene Schlepplifte erschlossenen Gletschern Hochbetrieb.

Eine hervorragende Möglichkeit zur Ausweitung des Ausflugsverkehrs bietet der Stilfser Joch-Nationalpark, der die gesamte Ortlergruppe umfaßt. Durch allgemeine Führungen in wilde Gebiete und den Bau von wissenschaftlichen Stationen und Unterkünten für die Jugend könnte zugleich der Fremdenverkehr angeregt und eine verständnisvolle Anpassung und Annäherung an die Bergnatur erreicht werden.

Weitaus am wichtigsten für den Fremdenverkehr im Vinschgau ist der Aufenthaltsverkehr. Obwohl zahlenmäßig nur einen kleinen Teil des gesamten Reiseverkehrs darstellend, ist er der eigentliche Träger der Fremdenverkehrswirtschaft. Die folgende Tabelle zeigt die Entwicklung der Uebernachtungen

Die Intellektualisierung der Gesellschaft in weitem Maßstab ist für John Dewey das Problem des Fortschritts. Auch und gerade unserer Organisation muß es verpflichtende Aufgabe sein, für die Verbreitung geistiger Aktivität und kultureller Werte einzutreten, Barometer und Katalysator des intellektuell-kulturellen Betriebes in unserem Lande zu sein. Die besondere politische Lage verlangt ein unterschiedenes kulturelles Engagement der Hochschülerschaft und eine enge (von einem Quant Pragmatismus getragene) Zusammenarbeit mit den bestehenden kulturellen Institutionen. Die unmittelbaren Vereinsinteressen müssen natürlich mit größtem Einsatz wahrgenommen werden, dürfen aber nicht den Blick auf das wichtigere Ziel verbauen, das wir zusammen mit allen anderen Gliedern und Verbänden unserer Volksgemeinschaft anstreben und erreichen wollen: die immer vollkommenerere Inbesitznahme jener zweiten Realität (Gottfried Bern), die erarbeitet wurde von langsamen Sammlern und Herbeiführern gedanklicher Entscheidungen; die Erfüllung des existenziellen Auftrages, der da lautet bearbeitete Natur, gedankliche Natur, stillisierte Natur — Kunst. Gerade das jugendliche Element erzwingt jene fortdauernde Erneuerung, die selbst die in Weisheit Ergrauten immer wieder zur Ueberprüfung ihres eigenen Standpunktes drängt. Eine immer tiefere Verwurzelung und Verankerung in der eigenen Kulturwelt ist unerlässlich. Es ist schön, wenn die „Erweiterung zu Europa“ (das Südtiroler Kulturinstitut 1954-1960) damit Hand in Hand geht. So interpretiere ich die Resolution der außerordentlichen Vollversammlung.

Vielleicht ist in diesem Zusammenhang eine kurze Rückbesinnung auf die Aussagen des II. Vaticanums recht sinnvoll. Léon Arthur Eichinger, Coadiutor in Straßburg, sagte am 4. November in der Konzilsaula: vor allem muß die Kirche die Kultur in ihrem ganzen Umfang und in all ihren Aspekten ernst nehmen. Die Zeit ist vorbei, in der die Herrschaft und die Entscheidungsgewalt über die ganze Kultur in den Händen der Kirche lag. Heute müssen wir in offener, wohlwollender und freundschaftlicher Gesinnung zeigen, daß wir zur heutigen Kultur Vertrauen haben. Die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung müssen wir anerkennen, ohne uns vorschnelle Urteile gegen ihre Gesetze zuschulden kommen zu lassen. Fordern wir also die Christen auf, sich auf dem Kultursektor einzusetzen, und empfehlen wir ihnen einen klugen Wagemut.

Bevor ich nun ganz konkret auf einige Probleme eingehe, denen wir uns im gegenwärtigen Augenblick gegenübersehen, möchte ich etwas über den Geist sagen, der uns bei unserer Arbeit leitet.

Albert Camus schrieb 1945 in der Zeitung „Combat“: ohne den vermessenen Ehrgeiz zu besitzen, den Menschen zu ‚retten‘, (Teilhard: ‚rettet die Menschheit‘), will ich ihm zumindest ‚dienen‘; ich habe diesen Dienst immer im Sinn des claudelischen Begriffes der Verfügbarkeit interpretiert, des Sich-offen-Haltens für die niemals voranzusehenden neuen Möglichkeiten und Forderungen der Zukunft. Diese Verfügbarkeit ist der genaue Gegenbegriff der Entschlossenheit, die aus der endgültig gefällten Entscheidung erwächst. Wenn man nur immer nach Entschlossenheit strebt, um den bedrückenden Situationen zu begegnen, würde man sich in undankbarer Weise den Blick für die erfreulichen Seiten des Lebens verdecken und darum eben muß man lernen, in Gelöstheit und Gelassenheit für alle Forderungen und Notwendigkeiten des Augenblicks offen zu

seit 1950. Aus der Zeit vor 1939 liegen keine vollständigen Zahlen vor, die Kriegsjahre und die unmittelbare Nachkriegszeit waren zu sehr durch exogene Einflüsse gestört.

	Inländer	Ausländer	Gesamt
1950	44.906	4.302	49.208
1951	41.987	5.354	47.341
1952	63.299	9.356	72.755
1953	42.088	22.970	64.978
1954	39.479	30.502	69.972
1955	38.992	42.048	80.710
1956	29.221	51.921	81.142
1957	32.986	87.205	120.291
1958	32.977	97.111	129.088
1959	38.796	136.111	174.907
1960	32.937	152.541	185.478
1961	17.981	181.587	199.568
1962	35.135	239.393	275.528
1963	45.570	289.135	314.705
1964	48.956	251.519	300.575
1965	51.715	289.718	341.433

Die ersten Jahre nach 1950 waren von einem deutlichen Ueberwiegen des Inländerfremdenverkehrs gekennzeichnet. Das italienische Stammpublikum war viel früher in seine alten Urlaubsorte zurückgekehrt als der vor dem Zweiten Weltkrieg den Hauptanteil ausmachende deutsche Gast. Einen kräftigen Anstieg der Ausländermächtigungen brachte der Winter 1952/53, als die Hotels in Sulden erstmals wieder geöffnet hatten. Während der Inländerreiseverkehr sich auf einige wenige, traditionell aufgesuchte Orte beschränkt und heute nur knapp das Niveau von 1950 überschreitet, nehmen die Uebernachtungszahlen der Ausländer von Jahr zu Jahr kräftig zu. 1965 betrug die Steigerung der Gesamtübernachtungen im Vergleich zum Vorjahr 13,6% gegenüber 12,7% für ganz Südtirol.

Der umfassende Strukturwandel, den der Fremdenverkehr im Vinschgau erfahren hat, tritt in der Entwicklung der durchschnittlichen Aufenthaltsdauer der In- und Ausländer ebenso klar zutage wie in der Uebersicht über die Entwicklung der Uebernachtungen.

durchschnittliche Aufenthaltsdauer

	Inländer	Ausländer	Gesamt
1950	7,4	3,5	6,8
1951	7,3	2,8	6,2
1952	8,8	1,8	7,0
1953	6,0	3,7	4,9
1954	6,6	4,1	5,2
1955	6,0	3,8	4,6
1956	5,6	4,5	4,9
1957	5,8	4,9	5,1
1958	5,8	4,7	5,0
1959	7,0	5,5	5,8
1960	8,3	7,2	7,4
1961	6,0	7,8	7,6
1962	6,1	7,3	7,1
1963	6,5	7,2	7,1
1964	6,7	8,0	7,8
1965	7,4	8,3	8,2

Interessant ist die Beobachtung, daß seit 1961 die Aufenthaltsdauer der Inländer beträchtlich unter der der Ausländer liegt. Dies ist darauf zurückzuführen, daß die Italiener den Vinschgau fast ausschließlich zur Hauptreisezeit im Hochsommer aufsuchen und während der übrigen Zeit des Jahres nur als Passanten in Erscheinung treten. Andererseits erhöhte sich die Aufenthaltsdauer der Ausländer unerwartet rasch infolge der zunehmenden Belegung des Erholungsverkehrs und den hohen Anteil an Winteraufenthalten, die bei den Inländern überhaupt nicht ins Gewicht fallen.

Der Anteil der Inländerübernachtungen ist von 91,2% im Jahre 1950 auf 15,1% im Jahre 1965 zurückgegangen. Diese Entwicklung ist eine direkte Folge der Tatsache, daß sich ausschließlich die Kurverwaltung für das Ortlergebiet, die die Gemeinden Prad und Stilfs umfaßt, mit Werbemaßnahmen an das italienische Publikum wendet. Den Verschönerungsvereinen fehlen einerseits die nötigen finanziellen Mittel, während andererseits aber auch das Interesse am inländischen Gast gering ist.

Aus der näheren Betrachtung des Ausländerreiseverkehrs geht hervor, daß die Bundesrepublik Deutschland mit Abstand das größte Kontingent stellt. Die Uebersicht zeigt den Ausländerverkehr des Jahres 1965, getrennt nach Herkunftsländern:

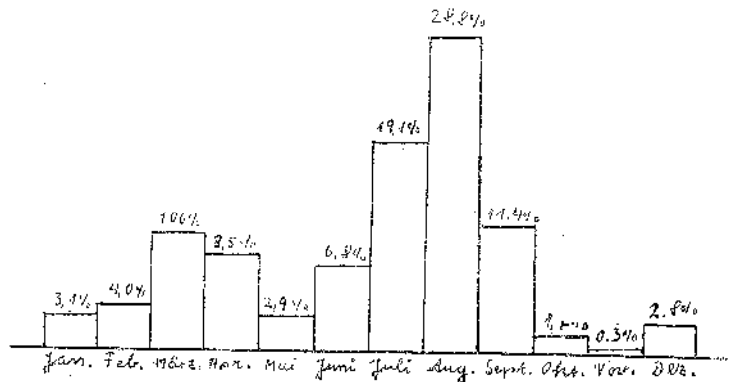
Länder	Uebernachtungen	%	Aufenthaltsdauer
BRD	260.772	90,0	8,8
Belgien	7.957	2,7	7,6
Oesterreich	7.284	2,5	4,1
Holland	3.699	1,3	5,9
England	3.067	1,1	6,8
Schweiz	2.692	0,9	3,5
Frankreich	2.518	0,9	7,2
Dänemark	866	0,3	5,9
USA/Kanada	527	0,2	3,9
übrige Länder	336	0,1	3,0

Der immer stärker werdende Reiseverkehr aus Deutschland war zwar die Voraussetzung für die Entwicklung des Fremdenverkehrs im vergangenen Jahrzehnt, birgt jedoch heute die Gefahr großer Einseitigkeit in sich, die bei politischen und

wirtschaftlichen Veränderungen schwerwiegende Folgen haben könnte. Die Zusammensetzung des Publikums hat auch psychologische Rückwirkungen auf dieses selbst. Die fehlende Internationalität erschwert es dem einzelnen Erholungsuchenden, sich von der mitmenschlichen Umgebung des Alltags zu lösen. Gegen diese, im Vinschgau besonders große Einseitigkeit, ist bisher sehr wenig unternommen worden. Es fehlen einerseits die Mittel, um die Werbung auf andere Staaten ausdehnen zu können und andererseits die Voraussetzungen auf dem Gebiet der Sprachkenntnisse.

An zweiter Stelle nach dem deutschen Publikum folgt das aus Belgien, das mit 2,7% der Uebernachtungen kaum mehr ins Gewicht fällt. Die dominierende Stellung der BRD wird durch die hohe Aufenthaltsdauer von durchschnittlich 8,8 Tagen noch verstärkt. Mit größerem Abstand folgen hier Belgien, Frankreich und England, während die Nachbarländer Oesterreich und Schweiz zum Durchreiseverkehr tendieren.

Der Aufenthaltsverkehr zerfällt nach den Jahreszeiten in Winter-, Frühlings-, Sommer- und Herbstreiseverkehr. Deutlich ausgeprägt erscheinen aber nur Winter- und Sommer-saison. Der Frühlings- und Herbstreiseverkehr hat infolge der klimatischen Verhältnisse innerhalb der gesamten Bewegung nur sekundäre Bedeutung. Das folgende Diagramm zeigt die Verteilung der Uebernachtungen auf die einzelnen Monate im Jahre 1965:



Der Winterreiseverkehr konzentriert sich auf Prad/Stilfs und Graun. Seit 1962 stagniert aber die Entwicklung, da man es versäumt hat, durch den Bau entsprechender Beförderungsanlagen mit den konkurrierenden Wintersportorten im Alpenraum gleichzuziehen. Das Martelltal und das Schnalstal, mit ebenfalls günstigen Voraussetzungen bezüglich Gelände und Schneesicherheit, sind noch völlig unerschlossen und weisen nur geringe Uebernachtungszahlen auf. Der Frühlingskilauflauf, von dem große Anziehungskraft ausgeht, verlängert die Wintersaison im Ortlergebiet bis Mitte April. In den übrigen Orten des Vinschgaues gibt es nur eine ausgeprägte Saison im Sommer. Eine Ausnahme bilden Naturns und Partschins, die durch die Nähe von Meran und die höchsten Frühlingstemperaturen des Tales begünstigt, im April eine erste Spitze der Uebernachtungen aufweisen. Abgesehen von den Oster- und Pfingstfeiertagen, während welcher die Beherbergungsbetriebe vollbesetzt sind, beginnt der Sommerreiseverkehr Ende Juni, erreicht im August seinen Höhepunkt und klingt im September aus.

Die kurze Saisondauer in den meisten Orten läßt die durchschnittliche Ausnutzung der Bettenkapazität nur bescheidene Werte erreichen. Der sehr niedere Durchschnittswert von 61 Belegtagen wird nur von Partschins, Prad/Stilfs, Graun und Taufers übertroffen. Im unteren und mittleren Vinschgau gestatten aber die Klimabedingungen ohne weiteres eine Ausdehnung des Reiseverkehrs auf Frühjahr und Herbst, im oberen Vinschgau und in den Seitentälern müßte, dem Gedanken der Saisonverlängerung entsprechend, der Wintersport gefördert werden. Aber wie überall, so fehlen auch für derartige, für die Ertragslage der gesamten Fremdenverkehrswirtschaft so wichtige Maßnahmen, die notwendigen Mittel zur Durchführung.

Um die wirtschaftliche Bedeutung des Fremdenverkehrs für ein bestimmtes Gebiet zu veranschaulichen, bedient man sich der entsprechenden Intensitätsziffern. Diese ergeben sich aus dem Verhältnis der Zahl der Uebernachtungen zur Bevölkerungszahl während eines bestimmten Zeitraumes. Die Uebersicht zeigt die Entwicklung der Intensität des Fremdenverkehrs im Vinschgau und vergleichsweise auch von Südtirol:

	1951	1961	1962	1963	1964	1965
Obervinschgau (*)	3,1	11,5	13,9	16,3	15,6	15,9
Mittelvinschgau	0,5	1,0	2,4	1,9	1,9	2,6
Untervinschgau	—	3,0	5,3	6,2	5,7	8,1
Vinschgau	1,4	5,7	7,7	8,7	8,2	9,3
Südtirol	5,6	8,9	12,8	13,8	13,9	15,4

Aus diesen Zahlen wird die ungleichgewichtige territoriale Struktur im Vinschgau ersichtlich und zugleich der große

\*) Zahlen auf Grund von Angaben des Landesfremdenverkehrsamt Bozen und des Assessorates für Volkswohnbau und Raumordnung.

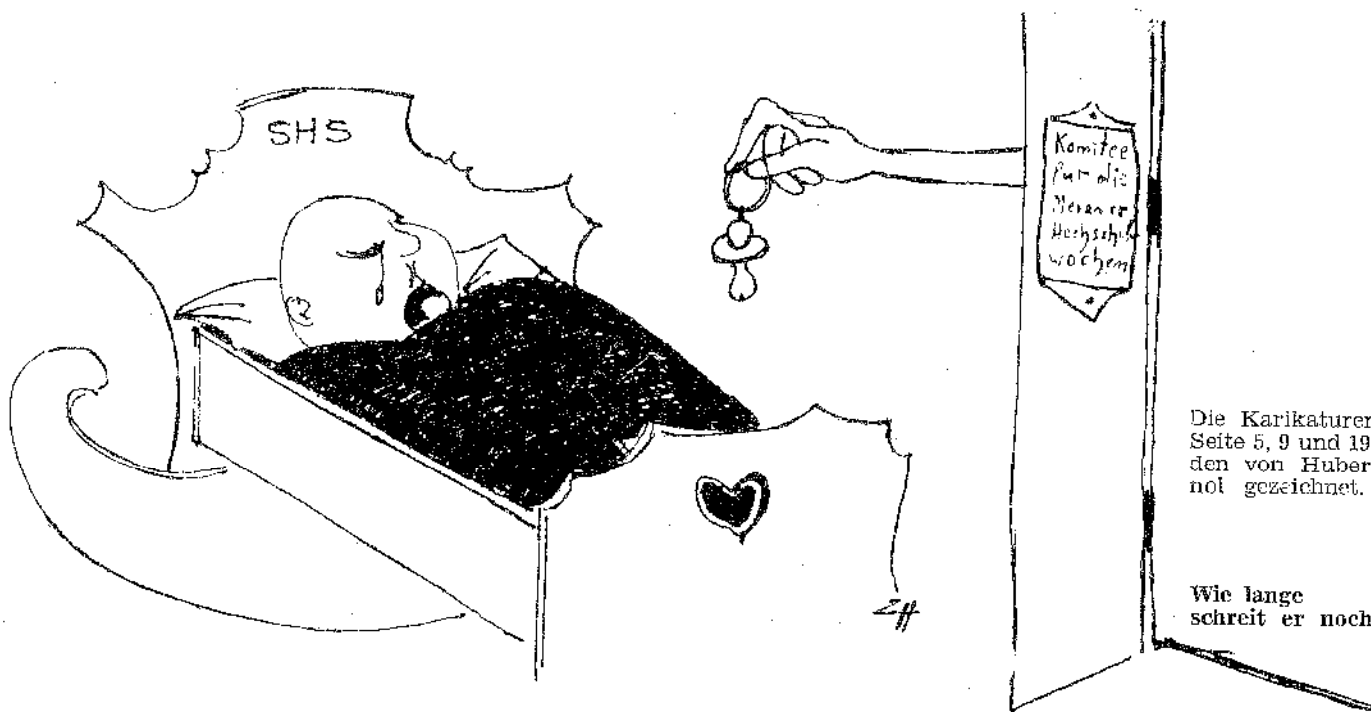
Rückstand gegenüber Südtirol. Die früh entstandenen und verhältnismäßig gut entwickelten Fremdenverkehrsorte im Bereich von Prad/Silfs und Graun und die günstigen Voraussetzungen für den Wintersport verhelfen dem oberen Vinschgau zu einer dominierenden Stellung. In scharfem Gegensatz dazu steht der mittlere Talbereich, der 1965 nur 9,7% der gesamten Übernachtungen bei einer durchschnittlichen Aufenthaltsdauer von nur 6,4 Tagen aufwies. Im unteren Vinschgau hingegen, wo sich der Aufenthaltsverkehr erst vor wenigen Jahren durchsetzte, läßt die bisherige kräftige Entwicklung in absehbarer Zeit ein Aufholen des bestehenden Rückstandes erwarten. 1965 betrug der Anteil an den Übernachtungen bereits 22,4%, wobei die Aufenthaltsdauer mit 9,6 Tagen erheblich über dem Durchschnitt für den gesamten Vinschgau lag.

Die Beschränktheit der dem Fremdenverkehr zur Verfügung stehenden Mittel durchzieht als Hauptproblem die gesamte Fremdenverkehrswirtschaft und erscheint in mehr oder minder großem Maße bestimmend für den Ablauf des touristischen Geschehens. Der Fremdenverkehr, der sich im Vinschgau bis 1955 in wenigen Erscheinungsformen auf eng umgrenzte Gebiete beschränkte, fordert heute wegen seiner vielseitigen Bedeutung für das gesamte Wirtschaftsleben und seiner sozialen und kulturellen Funktionen den verstärkten Einsatz öffentlicher Mittel. Für eine entsprechende Förderung dieses Wirt-

schaftszweiges sind aber zuwenig und vor allem nicht entsprechend geeignete Mittel vorhanden. Dazu kommt, daß der Vinschgau im Vergleich zu den anderen Fremdenverkehrsgeländen Südtirols bisher immer benachteiligt wurde. Die Schuld daran trägt zum kleineren Teil die Fremdenverkehrswirtschaft des Vinschgaues selbst, die die vorhandenen geringen Möglichkeiten nicht mit der erforderlichen Hartnäckigkeit verfolgte. Vor allem war es aber der Mangel an aufmerksamer Beobachtung der Entwicklung durch die verantwortlichen Stellen, die dazu führte, daß der Fremdenverkehr im Vinschgau der Initiative und den Bemühungen Einzelner überlassen blieb.

Heute darf und kann der Vinschgau auf Grund der sich bietenden Entwicklungsmöglichkeiten nicht mehr übersehen werden. Im Rahmen einer Neuordnung des Kreditwesens für den Fremdenverkehr müßten Gebiete wie der Vinschgau bevorzugt werden. Da aber die Dringlichkeit der Schaffung eines, den Bedürfnissen der Fremdenverkehrswirtschaft entsprechenden Kreditystems nicht erkannt wird bzw. andere Wirtschaftszweige den Vorrang genießen, müßte einstweilen versucht werden, nach Maßgabe der gegebenen Möglichkeiten den Vinschgau in seiner Entwicklung zu einem, den anderen Landschaften Südtirols in nichts nachstehenden Fremdenverkehrsgelände, zu unterstützen.

Toni Holzgothan, Innsbruck, Meinhardstraße 4/1



Die Karikaturen auf Seite 5, 9 und 19 wurden von Hubert Zanot gezeichnet.

Wie lange schreit er noch?

## SH-Nachrichten

### Aus dem Kulturreferat

In einer freundschaftlichen Atmosphäre gegenseitiger Achtung trafen sich am 6. Juli in Petersaal in Bozen Vertreter des Kulturinstitutes und des Vorstandes der Südtiroler Hochschulerschaft zu einem ersten, rundlegenden Gespräch über die künftige Zusammenarbeit zur fruchtbaren Gestaltung der Meraner Hochschulwochen.

Die Meraner Hochschulwochen bedürfen Menschen, die durch ihre Erziehung, Bildung und Ausbildung befähigt sind, sie zu tragen und zu entfalten. Daraus ergibt sich, daß sich die Südtiroler Hochschulerschaft im Maße ihrer Verantwortung an der Gestaltung beteiligt. Die vorgetragenen Hauptpunkte, die auf breiter Basis die Mitarbeit der Hochschulerschaft festlegten, wurden bejaht und dem Inhalt nach angenommen.

Da die Verhandlungen weiter andauern, wird das endgültige Resultat in der nächsten Nummer des „Fahrenden Skolasten“ mitgeteilt.

### X. Dietenheimer Studententagung

us der Schlußrede des Kulturreferenten (Hartmann Peter Hinterhuber) Zu Beginn der X. Dietenheimer Studententagung haben wir uns drei Aufgaben gestellt:

1. Wir wollten das Generalthema „Möglichkeiten einer Kulturpolitik für Südtirol“ erörtern und durchdiskutieren, unsere Meinungen und Ansichten austauschen und nach Lösungen im Sinne unserer Heimat suchen.
2. Wir hatten vor, diesen Meinungsaustausch auch außerhalb dieser Veranstaltungen in kleinen Kreisen fortzusetzen.
3. Wir beabsichtigten, daß dieses X. Hochschultreffen sich zu einer echt menschlichen Begegnung entfalte.

Konnten wir nun diese drei Ziele erreichen? Ich glaube, rückblickend mit einem ja antworten zu können.

Bei der Besprechung der Hauptthemen und bei der Arbeitsgemeinschaft erörterten wir viele Probleme, die direkt oder indirekt das Generalthema betrafen.

Jeder junge Akademiker benötigt eine Prägung; sie ist aber nicht identisch mit Fixierung, mit Ausprägung. Eine flexible Prägung macht ihn offen für den Reichtum der Vielfalt.

Als Referenten konnten wir hören Herrn Assessor Dr. Zelger und Dr. Jenny, Professor Waldthaler und Dr. Zangerle, Dr. Toni Ebner, Dr. Erné und Professor Franz Taucher. Die Arbeitsgemeinschaft über die

Universität in Bozen, die interessanten Mitteilungen und Ansichten haben unseren Horizont erweitert und unsere Kenntnis der Situation vertieft. Die einzelnen Referate sammeln wir und geben sie in naher Zukunft als Sondernummer des „Fahrenden Skolasten“ heraus.

Die Diskussionen haben gezeigt, daß Menschen, die gut fundierte Meinungen haben, die ihre Grundprinzipien stets durchdenken, am leichtesten das richtige Argument, das richtige Wort an den anderen finden. Das Gespräch gab uns auch die Möglichkeit, zu bekennen, daß wir vom anderen gelernt haben, und was wir in ihm schätzen. Ferner zeigten die Diskussionen unser ehrliches Bemühen, an der Lösung der Probleme unseren Beitrag zu leisten.

Wo Vorurteile bestehen, liegt es oft daran, daß wir nur wenig miteinander sprechen. Dies zu ändern, haben unsere Gespräche in kleineren Kreisen geholfen.

Auch mit dem Ergebnis der dritten Aufgabe können wir — ich glaube es wirklich — zufrieden sein. Toleranz und Achtung herrschte immer während der fünf Tage. Wir sind uns wahrlich begegnet: bei der Literaturbesprechung mit Friedl Lotterer, bei der kunsthistorischen Exkursion, beim Kegelnachmittag und dem Kränzchen.



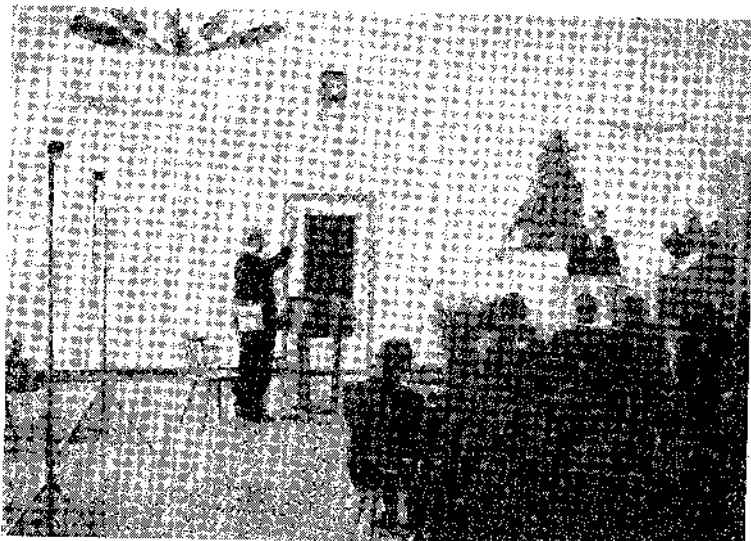
30. April 1966

Außerordentliche Vollversammlung der SH



8. Juli 1966

Überreichung der Ehrenmitgliedschafts-Ürkunden an den Landeshauptmann von Tirol Ökonomierat Eduard Wallnöfer (rechts), Prof. Eugen Thurnher und Dr. Hubert Senn.



18. Juli 1966

Eröffnung der X. Dielenheimer Studententagung.

sein. Gegenüber der subjektiven Selbstbefangenheit, die tut als ob alles nur von ihr abhängt, öffnet sich hier der Mensch dem, was ihm aus der Außenwelt entgegentritt, öffnet sich insbesondere für die berechtigten Ansprüche der anderen Menschen. Wenn der Mensch verfügbar ist, so bedeutet das, daß er sich freigemacht hat von seiner selbstischen Befangenheit und darum wieder frei geworden ist für seine Aufgaben in der Welt. Und ich glaube, daß das soziale Engagement (auch das Engagement in der SH) mit zu jenen Stadien oder Etappen gehört, die der Mensch erst hinter sich bringen muß, um wahrhaft Mensch zu sein, um sich zu verwirklichen und zu vollenden. Diese Haltung würde dann zudem eine bewußt gepflegte Solidarität begründen. Auch für unseren kleinen Kreis haben nämlich die Worte Alexander Langers Geltung, der schreibt, daß die Welt, in der wir leben, fordert, daß die Menschen miteinander nicht bloß nebeneinander gehen, daß sie zusammen planen und aufbauen, was alle angeht. Lassen wir unsere Demokratie nie ein Spiel des Nachahmungstriebes werden. Man nimmt sich gegenseitig ernst; man achtet sich; man ereifert sich zwar für Anträge und Gegenanträge, Resolutionen und Mißtrauensvoten, aber man hält den Gegner nie für einen schlechten Kerl. Ich will es eindringlich sagen: die SH darf nicht auseinanderfallen. Im Augenblick spricht alles für die Einheit! Und „Einheit differenziert“. Jeder muß den nötigen Spielraum haben (suum cuique). Vorschläge sollen aber nie Forderungen sein, sondern Unterlagen, die der Vorstand mit Umsicht und Verantwortungsbewußtsein prüft. Arbeitsgemeinschaften können äußerst nützlich sein, sollten sich aber nach sachlichen Kriterien organisieren und nicht ideologisches Gruppenkolorit tragen. Von Exklusivzirkeln innerhalb der SH halte ich wenig. Nützen wir die Möglichkeiten, die uns die an jeder Hochschule bestehenden Organisationen bieten (auf die unterschiedliche Lage der italienischen bzw. deutschen und österreichischen Gruppen hat schon Altpäsident Zanon hingewiesen). Wir werden versuchen über die österreichischen und deutschen Studentenverbände enge Kontakte auch mit anderen ausländischen Kollegen aufzunehmen. Der einzelne müßte da geradezu auf Vorposten stehen. Eine ernstliche Auseinandersetzung mit dem Problem einer Universität in Bozen ist unumgänglich; das hat die Tagung in Diefenheim deutlich gemacht. Ich dünke an eine Gruppe die die verschiedenen Lösungsmöglichkeiten mit aller Gründlichkeit durchdenkt. Auch sollten wir uns mit der Berufsstruktur in Südtirol näher befassen. Im Juli wurde in Oesterreich das neue Hochschulgesetz verabschiedet, das schwerwiegende Rückwirkungen auf das Studententitelabkommen von 1956 hat. Eine Revision des Abkommens ist notwendig. Wir können nur hoffen, daß sie im Geiste der Verhandlungen von 56 erfolgt. Auch steht die Anerkennung noch etlicher Titel aus. Ein wirklich befriedigender Abschluß der laufenden österreichisch-italienischen Verhandlungen könnte eine gute Ausgangslage schaffen. Ueber das italienische Konsulat in Innsbruck bemühen wir uns um eine Aufhebung bzw. Erleichterung der Aus- und Einreisebeschränkungen der militärfähigen Südtiroler. Ein Promemoria ist bereits an das Außen- bzw. Verteidigungsministerium abgegangen. Um fürderhin einen organisationstechnischen Leerlauf zu vermeiden, ist eine Überholung der Statuten und der Wahlordnung erforderlich. Ich hoffe auf die kollegiale und verantwortungsbewußte Mitarbeit aller und danke H. Zanon, Pepi Zelger und S. Stuffer für ihren Einsatz damals als es kriselte.

Otto Saurer

Präsident der Südtir. Hochschülerschaft

Bei der ersten Vorstandssitzung hat mich der Vorstand beauftragt, Schritte zu unternehmen, die zu einer Lösung der Schwierigkeiten führen sollten, denen die im Ausland, besonders in Oesterreich, studierenden Hochschüler bei ihrer Einreise nach Italien immer begegnen.

Ich habe den Weg gewählt, der mir und anderen Kollegen als der günstigste — und vielleicht auch schnellste — erschien, nämlich über das Konsulat in Innsbruck. Erstens ist es das mit der Materie am besten vertraute Konsulat und zweitens hat es (vor allem in dieser Angelegenheit) direkte Kontakte zum Außen- und Verteidigungsministerium. Sollte dieser Weg nicht zum erwünschten Ziel führen stehen uns ja immer noch andere Möglichkeiten offen.

Ich habe meine Vorschläge und Begründungen in 3-facher Ausführung deutsch und italienisch beim Konsulat eingereicht. Zwei davon werden ans Außen- bzw. ans Verteidigungsministerium weitergeleitet.

Hier die Punkte:

- Die Einreisebestimmungen, die gegenwärtig bestehen, erlauben unseren Studenten nur zu den offiziellen Ferien nach Hause zu fahren. Oft aber sind drei oder vier vorlesungsfreie Tage. Viele Studenten würden an diesen Tagen nach Hause fahren, dürfen aber infolge der bestehenden Bestimmungen nicht.
- Außerdem ist der Reisepaß nur für das betreffende Studienland gültig.
- Dissertanten können in große Schwierigkeiten kommen, wenn sie für ihre Doktorarbeit ein Thema zu behandeln haben, bei dem sie gezwungen sind Archivistudien in Südtirol oder im Trentino zu betreiben. Diesen schwerwiegenden Punkt bitte ich ganz besonders zu berücksichtigen.

Was wir erstreben ist Folgendes:

- Einreisegenehmigung für jedes Wochenende der Monate in denen Vorlesungen sind (Die Einreisegenehmigung für alle Ferien ist ohnehin sichergestellt).
- Ausdehnung des Reisepasses für alle Länder Europas, um so den Südtiroler Hochschülern ohne große Schwierigkeiten die Möglichkeit zu geben an Studienreisen ins Ausland oder Studienlagungen im Ausland teilzunehmen.
- Besondere Berücksichtigung der Dissertanten bei deren Reisepaßausstellung. (Punkt c).

Dr. Cusiol vom Italienischen Generalkonsulat in Innsbruck hat mir versichert, daß er entschieden hinter unseren Vorschlägen stehen werde, und daß auch, und vor allem, der Italienische Generalkonsul die Sache vorantreiben werde. Im Laufe des Sommers würde ich die Antwort aus Rom erhalten. Ich warte.

Ebnicher Gottfried (Innsbruck)

**Einsendeschluß  
für die nächste  
Nummer:**

**5. Oktober 1966**

(Wir werden versuchen, Ende Oktober und Ende Dezember eine Nummer herauszubringen.)

**SAURER Otto,**  
Präsident,

geb. in Prad am 25. Jänner 1943, wohnhaft in Prad, St. Johannsgasse 21, studiert in Padua — Rechtswissenschaften, Padua, Casa dallo Studente, via Marzolo 6.

**VIGL Franz,**

Vize-Präsident und Referent für sportl. Veranstaltungen, geb. in Unterinn am Ritten am 3. Juli 1941, wohnhaft in Unterinn am Ritten Nr. 5, studiert in Wien — Wirtschaftswissenschaften, 1990 Wien, Liechtensteinstraße 78/10.

**BURNWALDER Alois,**

Referent für soziale Angelegenheiten, geb. in Pfalzen am 23. September 1941, wohnhaft in Kiens, Oberwälder 44, studiert in Wien — Agrarwissenschaften, Wien, XIX, Döblinger Hauptstraße 55.

**EBNICHER Gottfried,**

Referent für besondere Aufgaben, geb. in Tschermus am 17. Mai 1944, wohnhaft in Terlan, Silberleitnerweg 20, studiert in Innsbruck — Germanistik, Innsbruck, Burggraben 31/II, Stiftsäle.

**FIORESCHY Gerlinde von,**

Referentin für Finanzen, geb. in Baden bei Wien am 30. Juni 1944, wohnhaft in Bozen, Dominikanerplatz 35, studiert in Wien — Medizin, Wien, IV, Gr. Starhemberg-Gasse 30/1/21.

**HINTERHUBER Hartmann,**

Referent für kulturelle Aufgaben, geb. in Bruneck am 17. Oktober 1942, wohnhaft in Bruneck, Tauerergasse 21, studiert in Innsbruck — Medizin, Innsbruck, Burggraben 31/II, Stiftsäle.

**MONELL Michael Joachim coopt.**

Referent für Studententitel-Angelegenheiten, geb. in Klobenstein am 1. April 1945, wohnhaft in Bozen, Mancistraße 25, studiert in Rom — Rechtswissenschaften, Rom, Piazza Buenos Aires 20 c/o Doit. Martinis.

**ZELGER Pepi, coopt.**

Presse — Referent, geb. in Sterzing am 2. Februar 1940, wohnhaft in Sterzing, Neustadt 192, studiert in Innsbruck — Philosophie, Innsbruck, Tempelstraße 9.

In Anbetracht der konkreten Sachlage, daß drei Referenten zur Koordination zur Verfügung stehen, standesgemäß aber nur zwei Referenten komptiert werden können, möchte ich zu Gunsten der Kollegen Knoll und Zelger auf die angebotene Koordination für das laufende Geschäftsjahr verzichten. Ich werde aber meinen Tätigkeitsbereich als Studienleiterreferent weiterführen und in dieser Angelegenheit im Vorstand Stimmentzettel abgeben.

gez. Ludwig Waller Begele.

Randner Paul, Doktor der gesamten Heilkunde an der Universität Innsbruck.  
Heilberg Peter von, Doktor der Rechte an der Universität Würzburg.  
Knoll Josef, Dipl.-Kaufmann an der Universität Erlangen-Nürnberg.  
Kemenater Klaus, Doktor der Rechte an der Universität Innsbruck.  
Linfner Alois, Priesterweihe in Bräun, (29. Juni 1956).  
Robregger Hugo, Doktor der gesamten Heilkunde an der Universität Wien.  
Manning Georg von, Doktor der Rechtswissenschaften an der Universität Florenz.  
Gadner Helmut, Doktor der gesamten Heilkunde an der Universität Innsbruck.  
Kollmann Hubert Johann, Doktor der Philosophie an der Universität Innsbruck.  
Ties Josef, Doktor der Philosophie an der Universität Innsbruck.  
Zanon Heinz, Doktor der Rechtswissenschaften an der Universität Padua.  
Mantinger Robert, Doktor der Rechtswissenschaften an der Universität Padua.  
Seyr Ingo, Professor für Leibbesetzung an der Universität in Turin.  
Ghedina Hans, Doktor der Rechtswissenschaften an der Universität Padua.  
Brenner-Knoll Alexander, Doktor der Handelswissenschaften an der Universität Florenz.  
Folle Andreas, Doktor der Philosophie an der Universität in Innsbruck.  
Hesler Stefan, Doktor der Naturwissenschaften-Geologie an der Universität in Graz.  
Lampacher Leo, Doktor der Rechtswissenschaften an der Universität in Innsbruck.  
Maroder Edgar, Doktor der Naturwissenschaften an der Universität in Padua.  
Slitzer Walter, Doktor der Naturwissenschaften an der Universität Padua.  
Schubel Dieter, Doktor der gesamten Heilkunde an der Universität Pavia.  
Ladurner Josef, Diplom Ingenieur für das Bauwesen an der Technischen Hochschule in Graz.  
Redtenbacher Adolf, Diplom Ingenieur für das Bauwesen an der Technischen Hochschule in Graz.

# ERNST WIECHERT ZUM 16. TODESTAG

Der folgende Beitrag ist keine Abhandlung im üblichen Sinne. Ich möchte den Dichter selbst sprechen lassen. Wessen Wort könnte Leben, Gedanken und Werk wohl besser erfassen, als seine eigene Sprache es vermag!

Er wurde am 18. Mai 1887 in Kleinort in Ostpreußen als Sohn eines Försters geboren. Dort verbringt er die Jahre der Kindheit. Gymnasium und Universität besuchte er in Königsberg, wo er auch mehrere Jahre als Pädagoge wirkte. Später lebte er in Berlin. Die Schrecknisse und Erschütterungen des ersten Weltkrieges, den er als Leutnant mitmachte, stürzten ihn, wie so viele andere, die in der trügerischen Sicherheit der Jahrhundertwende aufgewachsen waren, in die Erfahrung der Hilflosigkeit staatlicher, religiöser, kultureller — der von Menschen aufgebauten Ordnungen überhaupt. Vom Eindruck dieser Zeit sind seine ersten Veröffentlichungen geprägt. Aus ihnen spricht Empörung und Auflehnung gegen Unrecht und Gewalt, spricht die maßlose Anklage der Jugend. Umso beglückender erfährt der Leser der späteren Werke die Reifung zur Güte und Gelassenheit eines Menschen, der Leben und Leiden in Fülle an sich selbst erfährt. Sein Schaffen umfaßt außer dem lyrischen Gedicht fast alle Gebiete der erzählenden Dichtung. Wiechert ist ein Meister des wirklich Epischen. Die Sprache ist einfach, in sich ruhend und von wunderbaren Bildern erleuchtet. Der Dichter sagt:

„... Ich selbst habe viele Häuser gekannt, in denen es nur die Bibel gab, und somit war sie in Wahrheit das ‚Buch der Bücher‘. Ich selbst habe viele Jahre lang die Quellen meines Lebens nur aus ihr gespeist, und davon kommt es vielleicht, daß ich in jedem Buch, das ich besitzen und in jedem, das ich schreiben möchte, einen Hauch jener Blätter zu fühlen wünsche. Denn in jenem Buch war alles, wonach die Seele eines Menschen verlangt...“ (Aus den Seiten eines Buches, 1934)

Seine Berufung zum Dichter läßt ihm die Last der Verantwortung und die hohe Verpflichtung dem Leser gegenüber allem Streben nach literarischem Ruhm voranstellen:

„... Das erste, das ich Ihnen sagen muß: daß ein Dichter nur werden kann, wer zu dienen bereit ist.“

Ob Sie der Wahrheit dienen oder der Güte, einem Beladenen unter ihren Brüdern oder dem Volke: immer dienen Sie Gott, der gewollt hat, daß allen Menschen geholfen werde.“

Da sind andere, die wie Pöbel durch ein Herrenhaus stampfen und von den Wänden reißen, was ihrer Pöbelseele ein Vorwurf ist: Schönheit und Alter, Adel und Vergangenheit. Bis die Welt so gemein geworden ist wie sie selbst, damit sie sagen können: „Nun sind wir zu Hause.“

Da sind die Jungen, die die Welt mit sich beginnen lassen. Die nicht fragen, ob ihr Werk notwendig sei, sondern die nur fragen, ob alles vor ihnen Gewesene überhaupt notwendig sei, die Alten zum Beispiel, die Religion oder das Erbarmen. Die mit fünfundzwanzig Jahren die Biographie ihrer Schlafzimmer schreiben und mit beiden Händen auf ihre traurige Blöße weisen.

Es sind viele von denen, die sich Dichter nennen, gleich Königen des Abends und Bettlern in der Frühe. Sie aber sollen danach trachten, daß Sie gleich einem Bettler des Abends und einem König der Frühe werden!

(aus: Brief an einen jungen Dichter 1932)

Die Dichter sind nicht müde geworden, an dem Bild der Welt zu formen, das vor ihren Augen brannte, immer sparsamer in den Linien, immer demütiger, bis ihr ganzes Dasein zusammengedrängt und entäußert, in ein paar schmalen Bänden übrig blieb, kommenden Zeiten dargereicht.

(Aus den Seiten eines Buches)

Es steht nirgends geschrieben, daß Künstlerrecht vor Menschenrecht gehe.“ Ueber Kunst und Künstler, 1945)

Die immer drohender aufsteigende Gefahr des Nationalsozialismus machte ihn zum unerschrockenen Mahner und Warner. „... Es gibt keinen Staat ohne die Fundamente der Gerechtigkeit, und es gibt auch keine Kultur ohne sie.“

(aus: Ueber Kunst und Künstler)

Diese eindringliche und mutige Sprache konnte das damalige Regime nicht dulden: Ernst Wiechert wurde 1938 im Lager Buchenwald interniert.

„... Wir wenigen aber kehrten zurück, nicht um den Haß zu präzisen, oder die Rache, sondern nur, um Zeugnis abzulegen, und auch dieses nur, sofern wir unser Schicksal auf uns nahmen und verwandelt wurden, geglättet, gelüftet und zum Zeugnis auserwählt. Wer vom Tode und vom Leiden zeugen will, muß sie beide überwunden haben, sie und diejenigen, die es verhängten über ihn.“

Wenn unsere Augen am Abend sich schließen, taucht hinter Stacheldraht und Maschinengewehrtürmen, hinter Bluthunden und Blutmenschen das stille Gesicht jener Kameradschaft auf, kein einzelnes mehr, sondern ein Gesicht, zusammengeschnitten aus Tausenden, der Sonderheit, des Ichseins entkleidet, zu ewiger Form gelüftet.

Das Gesicht, das am Morgen mir zulüchelte, auch wenn Schmerzen es verzehrten. Das Gesicht, das mit einer versteinerten Trauer zurückblieb, als ich fortging, und doch ein Lächeln über diese Trauer zwang, damit mein Herz mir nicht noch schwerer würde. Das Gesicht schließlich, das ich still ablegen sah, was nicht mehr zu tragen war: das, was man Leben nannte.

Dieses Gesichtes sei gedacht in dieser Stunde und unser Leben lang. Des Gesichtes in den Lagern, in den Kerkern, unter dem Beil und unter dem Galgen! Damit wir die Wahrheit des Wortes erkennen: „Das schnellste Tier, das uns zum Heile trägt, ist das Leid.“

Denn was sind wir anders als Heillose? Wer von uns ist aus dem schrecklichen Feuer dieser Jahre mit reinem Herzen hervorgegangen? Von welchen Gedanken haben wir uns gelöst, von welchen Wünschen und Begierden, von welchem Neid und Haß?

Möchten wir verlernen, alle von uns, nur haben zu wollen, wie jene es verlernten! Möchten wir unter ihrem Bilde das einzige Reich zu bauen beginnen, das wir zu bauen im Stande sind: das Reich der Liebe.“

Rede: Gedächtnis der Toten, 1947)

Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte der Dichter auf dem Rütthof bei Zürich. Er starb dort am 24. August 1950.

Zum Besten seines Schaffens zählen die drei Bände der Erinnerungen: „Wälder und Menschen, der Totenwald, Jahre und Zeiten.“ Und die großen Romane: Das einfache Leben, Die Magd des Jürgen Doskocil, und sein letztes Werk: Missa sine nomine.

In allen Werken geht es Ernst Wiechert um die Verkündung der Demut vor Gott und daraus kommt wohl letztlich alle tröstliche Menschlichkeit in der Schöpfung. Unvergessen bleibt ihm die Heimat in den masureischen Wäldern.

Sollten Sie nun ein Buch von Ernst Wiechert zur Hand nehmen wollen, so tun Sie zuvor einen Blick in sein Land:

Gelcit in die Heimat

„... Es ist mir schön, zu wissen, daß ich die Hände derer nehmen soll, die in das Tor meiner Heimat eingehen wollen, als ein Führmann zu dem Rand ihrer Seele.“

Denn es liegt seitab dieses Land, nun mehr seitab als jemals. Und es hat das nach Innen Gewandte, Zugeschlossene und still in sich Ruhende aller Abseitigen.

Viele Wege führen zu meiner Heimat Gesicht, da ist der Weg der Schienen, der Chausseen, des Dampfschiffs, des Flugzeugs, er führt in ein zubereitetes, einladendes, geschminktes Gesicht, in ein Abendlandsgesicht. Es ist ihr Kongreßgesicht, und es ist rührend zu sehen, wie seine armen und stolzen Augen verstoßen über seine Tafel gleiten, ob der Wein auch reiche für die Gäste aus reichem Haas.

Aber es ist nicht ihr wahres Gesicht. Ihr wahres Gesicht ist das Gesicht der Dämmerung, das einsame. Wenn die Gäste fort sind und die Kerzen gelöscht, und es am Fenster steht, um den letzten Wagen nachzublicken, ihrer Sicherheit, ihrem Frohsinn, ihrem Glanz.

Seitab der Städte und Straßen leuchtet ihr wahres Gesicht. Da sind die Flüßer auf den schwarzen Strömen des Kurischen Deltas, die zwischen Schilf und Wiesen und dumpfem Erlenwald haffwärts treiben, ein Feuer auf dem Holz von Asien. Klang der Harmonika über leise klagender Flut und Bittgesang zum heiligen Johannes, der weit und verloren über das Stromland klingt: „Janitte... Janitte... L...i...go, Li...i...go...“

„Wer an ihrem Westrand steht und über die Noat blickt, kann aus weiter Ferne im dunklen Rot der Marienburg einen goldenen Glanz gewahren. Es ist das Bild der Mutter Gottes, das von hoher Mauer sehnend und schützend gen Osten sieht.“

Wer an ihrem Ostrand steht und aus den Wäldern der Romite nach Asien blickt, kann in weiter Ferne gedämpften Glanz der Zwiebeltürme gewahren, auf denen ein anderes Kreuz leuchtet als das unsrige.

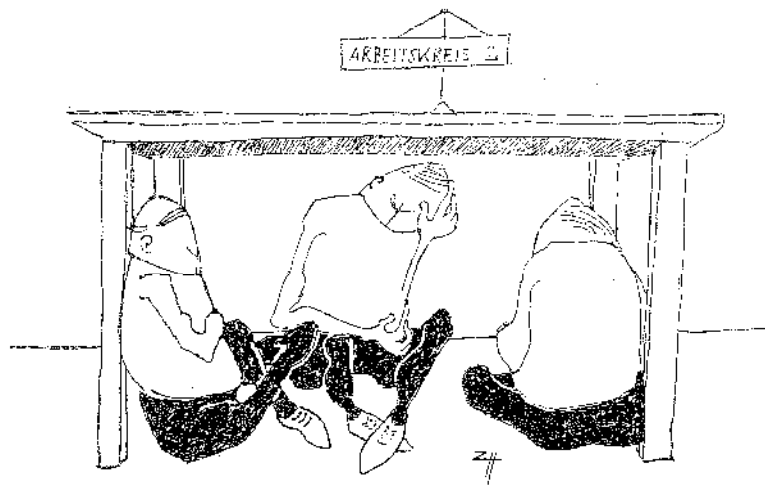
Zwischen diesen beiden Symbolen der Erlösung liegt die ostpreussische Landschaft. Es ist eine begrabene Landschaft, und ihre Größe liegt nicht im Aufgetürmten, Sichtbaren, weithin Ragenden, sondern in der Verhüllung.

Wir haben die Zone der Wälder, wo die Gletscher ihres Ganges müde geworden sind, hügelaufliegend und hügelab, von Horizont zu Horizont. Tausend Seen schlafen unter ihrem Kleid, gefürchte Steine liegen auf armen Feld. Der Wolf streicht durch ihre schneeverhangene Dichtung, der Adler horstet in ihren Kronen, der Wildschwan hebt sich weiß und stürmend aus dem Rohr ihrer Gewässer. Ihre Dörfer sind grau, ärmlich und einsam, und der Klang ihrer Namen rührt uns geheimnisvoll an, Sakrent: das ist die Umkehr, Sowirag: das ist der Eulenkinkel.

Wir haben die Zone der Ströme, träge und dunkel ziehend zwischen Erlenwald und den großen Mooren, über die der Blick nicht reicht. Die Erde ist schwarz, die Gewässer sind schwarz, und silbern weht nur das Gras der weiten Wiesen, wenn der schwere Wind es baugt. Die Trachten der Frauen sind bunt, ihr Hausrat, ihre Grabkreuze. Aber die Worte und Melodien ihrer Lieder sind von unsäglichlicher Schwermut wie das Antlitz



# DER SCHLAFENDE SKOLASTIKUS



Marktforschung zu betreiben, ist modern. Ich versuchte es auch. Ich fragte Mitglieder der SH, was sie von Arbeitskreisen innerhalb der Ortsgruppen hielten. Ein Mädchen, interviewt am 23. Juli 1966, antwortete: „Ich habe noch nie an einem Arbeitskreis teilgenommen, ich habe instinktive Abneigung dagegen.“ Etwas leiser und später fügte sie hinzu: „sein tuat's wegn der Faulheit“. Auf das hin habe ich zwei Nächte nicht geschlafen. Mußte es so kommen, daß mir dieses Mädchen mein Sample verdarb? „Instinktive Abneigung aus Faulheit“ kann innerhalb der SH nur unter der 0,27% Grenze liegen! Das stand fest. Die dritte Nacht endlich kam der rettende Gedanke: „Du mußt nachsehen, ob dieses Mädchen Mitglied der SH ist“, sagte ich mir. Ich blätterte also in der Kartei und tatsächlich! Ihr Name fehlte.

Nach weiteren Kurzinterviews mit echten SH-Mitgliedern kam ich zum Schluß, daß Arbeitskreise von 5 bis 10 Mann (Mädchen natürlich eingeschlossen) akkurat jetzt das beste Mittel sein müsse, die SH zu beleben und den einzelnen Mitgliedern Anregungen zu vermitteln.

Eine Gruppe könnte sich folgendermaßen bilden: Ein Student interessiert sich für den Dialekt. Er fragt Kollegen, ob sie mit ihm zusammen arbeiten möchten und trifft sich regelmäßig mit denen, die dies bejahen. Er läßt jedesmal einen von ihnen eine Frage oder ein Kapitel eines Buches vorbereiten. Darüber wird dann gesprochen. Keine Organisation, keine weiteren Vorbereitungen! Es kann grundsätzlich auch einmal ein Neuer hinzukommen oder ein Alter wegbleiben. Bedingungen für das Gelingen sind: pünktlicher Beginn und Abschluß der eigentlichen Arbeit (an-

schließend könnte eine Tasse Tee erlaubt werden), Teilnahme wenigstens eines Sachverständigen, in unserem Falle etwa eines Philosophen oder Theologen, der in das Gebiet eingearbeitet ist.

Bietet ein solcher Kreis Vorteile?

1. Der Arbeitskreis vertieft das Wissen in dialoghafter Art und Lebendigkeit, die beim Einzelstudium unmöglich sind. Wesentliches geht in der Fülle und Vielfalt der Einzelheiten nicht unter. Zentrale Aufgaben und Probleme können entdeckt werden.
2. Der Arbeitskreis zwingt jeden Teilnehmer zu eigenem Denken, zur Stellungnahme, zur formulierten Diskussion.
3. Der Arbeitskreis bringt die Teilnehmer einander persönlich näher. Niemand wird behaupten, daß Tanzveranstaltungen, Theaterabende, Vorträge, Ausflüge so tief binden, wie ernste gemeinsame Arbeit. Echte und tiefe Kameradschaft oder Freundschaft ist manchmal die schönste Frucht solcher Gruppen.

Welche Bereiche sind zur Zeit besonders aktuell?

1. Sehr bedeutsam wäre die Gründung politischer Arbeitskreise d. h. solcher Gruppen, die sich mit der „politischen Bewußtseinsbildung“ durch Bearbeitung von Zeitungen, Büchern und durch Einladen von Politikern befassen (kombiniert mit Rednerschulung). Nach einiger Zeit könnten dadurch die fähigsten Akademiker herausgefunden und bei Bewerbungen irgendwelcher Art tatkräftig unterstützt werden. Indirekt könnte auch über die Presse oder durch Kontakte zu verantwortlichen Persönlichkeiten Einflüsse ausgeübt werden. Selbstverständlich geht es nur über eine detaillierte Themenwahl.

2. Religiöse Arbeitskreise wären besonders dankbar, weil sie ganzmenschliche Themen behandeln und zu innerstem persönlichem Engagement führen — besonders notwendig, weil die religiöse Bildung der Akademiker allzuoft auf der Stufe des Lyzeums stehen bleibt (mit rückgängiger Tendenz) und aber die existenziellen Fragen drängender denn je den Akademiker belasten. Die Vielfalt der möglichen Themen ist beinahe unbegrenzt: Vom Bibelkreis bis zur Bearbeitung der Konzilsdokumente, vom Gespräch über den Sinn von „christlicher Armut“ zu dem über das „Gottesbild bei Karl Rahner“ oder über „Nächstenliebe und Sozialismus“ usw. Wenn das Gespräch im Kreis immer wieder zu wenigen, wesentlichen Wahrheiten zurückkehrt und sie lebendig werden läßt, ist der Arbeitskreis auf der besten Spur.

3. Jedes Interessengebiet kann schließlich zum Thema eines Arbeitskreises werden: „Soziale Aufgaben in Südtirol“, „Die Kunst Südtirols in den letzten 50 Jahren“, „Scharaden und Stegreifspiele“, „Singkreis“, „Volkstanzgruppe“, aber auch: „Gabriel Marcel und Sartres“ oder „Das Machtdenken in der Neuzeit“ u. a. m.

Dies alles nur bunt durcheinander aufgezählt. Alle diese Möglichkeiten sind uns gegeben! Es kommt nicht darauf an, was besprochen wird, sondern nur, daß gearbeitet wird.

Wenn dann alle diese Gruppen, d. h. Einzelne daraus noch Berichte, Zusammenfassungen, Diskussionen, Darstellungen an die Redaktion des Skolasten senden, dann ist die Sorge des Redakteurs gebannt.

Pepi Zelger, Pressereferent

der Latma, die ihre Schicksalsgöttin ist. Die Horizonte sind weiter gespannt als in den Wäldern, die Leidenschaften wilder, der Tod näher, und dem zermalmenden Eisgang des Memelstromes ist nichts zu vergleichen, was die masurische Erde hervorbringt an zerstörender Gewalt.

Und was westlich dieser Landschaft liegt, zum Sandgebirge der Kurischen Nehrung getürrt, ist die dramatische Ballung dieser Erde, ist das Ragende der Grate statt der Spannung von Horizont zu Horizont, das Dreidimensionale der Fläche, ist die Bleichheit der Wüste statt der Farbigkeit begrünter Erde, der Schrei statt der gezogenen Klage, die Katastrophe statt der Bändigung.

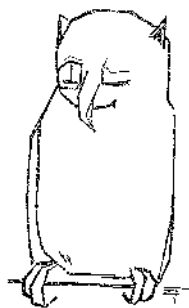
Die Luft ist anders über dieser Provinz, die Räume des Himmels und der Erde sind größer, die Gebirge der Wolken ge-

formter und mächtiger, die Straßen spärlicher, die Menschen schweigsamer. Es ist, als verströme das Leben sich hier, ja, als versickere es zwischen den ausgebreiteten Armen der asiatischen Erde. Hier ist die Brücke von Erdteil zu Erdteil. Denn nun, da wir von dieser Erde gesprochen haben, ist es uns nicht, als seien Hamann und Herder aus dem Sturm ihrer Wälder emporgebrochen? Als habe Agnes Miegel am Ufer der klagen den Ströme gesessen und Käthe Kollwitz sich über das dunkle Moorwasser gebeugt, um ihre Gesichter zu sehen?

Laß es uns glauben, denn wir bedürfen des Glaubens mehr als anderswo.“

(aus: Ostpreußische Landschaft, 1930)  
Klara Maria Veider (Innsbruck)

Die Eule



blinzelt

Jemand hat uns in einer Südtiroler Wo-  
chenschrift in einem Artikel einer nie  
signierten Rubrik eine Ohrfeige gegeben.  
Ich habe gesagt in einer nie signierten  
Rubrik. Dafür redet sich der Artikel-  
schreiber aber immer mit dem grammati-  
kalisches durchaus richtigen pluralis Maie-  
statis an und schreibt: „Ungenierte und  
unlierte wie wir sind“ getrauen wir uns  
zu sagen, daß der Skolast mit seinem  
„krampfhaft hochgestochenen Avantgar-  
dismus der schönste Beleg für einen paus-  
bäckigen Provinzialismus ist“.

Spitz genug ist dieser „Gipfel einer Kul-  
tur“, über die er, außer einem Wortspiel,  
freilich auch nur den Ausruf: „Ach, die  
Sprache!“ weiß. Nachdem Kultur aber  
nicht nur ist, was man weiß, sondern im  
Gegenteil das, was man nicht weiß, ob es  
nun zu Tage gefördert wird oder nicht,  
müssen wir sine ira et studio einbeken-  
nen, daß der der Geschicktere ist, der  
sich das, was er eben braucht, einfach  
herausgreift. —O—

3 %

Dietenheim. Trübe Tage. Regen. Nebel.  
Studententagung. Einige Teilnehmer. Die  
Eule. Ja — die Eule! Symbol für vieles.  
Man hat mir einmal gesagt, sie sei das  
Symbol der Weisheit und deshalb trage  
es die SH auf ihren Fahnen. Da war ich  
begeistert: Welch hohes Ziel — welch küh-  
nes Symbol! Großartig die Südtiroler  
Hochschülerschaft.

Die heutige Tagung ließ mich die Sache  
etwas anders sehen. Unsere Eule hat mit  
großen Augen auf die kleine Zahl Ge-  
treuer herabgeblickt. Sie tat mir leid! Sie,  
das Symbol der Weisheit — von Hochschü-  
lern so verlassen! Sicher fühlte sie sich  
fremd. In mir regte sich die Frage: Wol-  
len wir die Eule als unser Symbol nicht  
doch besser aufgeben? Doch bald schon  
hatte ich die entschiedene Antwort parat:  
Nein! Nein! Um Gottes Willen! Aendern  
wir doch ihren Sinn! Ich schlage vor:  
Schlaf. Diese Deutung ist sowohl in ihrem  
Gehalt als auch in ihrer Aufgabenstellung  
wesentlich beruhigender — für Studenten  
(verzeih: für Hochschüler)! eg

Salzburger Hochschulwochen

In der Zeit vom 7. bis 20. August fan-  
den die diesjährigen Salzburger Hoch-  
schulwochen unter dem Leitthema „Plura-  
lismus — Universalismus — Christentum“  
statt. ze

Fortsetzung Seite 22

weißer flieder, blauer flieder,  
wahllos bunte kinderlieder,  
flug von schmetterlingen aufgebäumt,  
reime von jahrhunderten geträumt.

auf der seele wächst das wort:  
du und ich, ein ganzes meer,  
rehe kommen, schwalben ziehen fort.

plötzlich schweigt er zur berührung  
schmetterling auf blauer blume —  
ein geheimnis — wars verführung?

fluß und fisch und fisch und fluß,  
zeit in der man sterben muß.  
neue kinder, neue lieder,  
blauer flieder, weißer flieder.

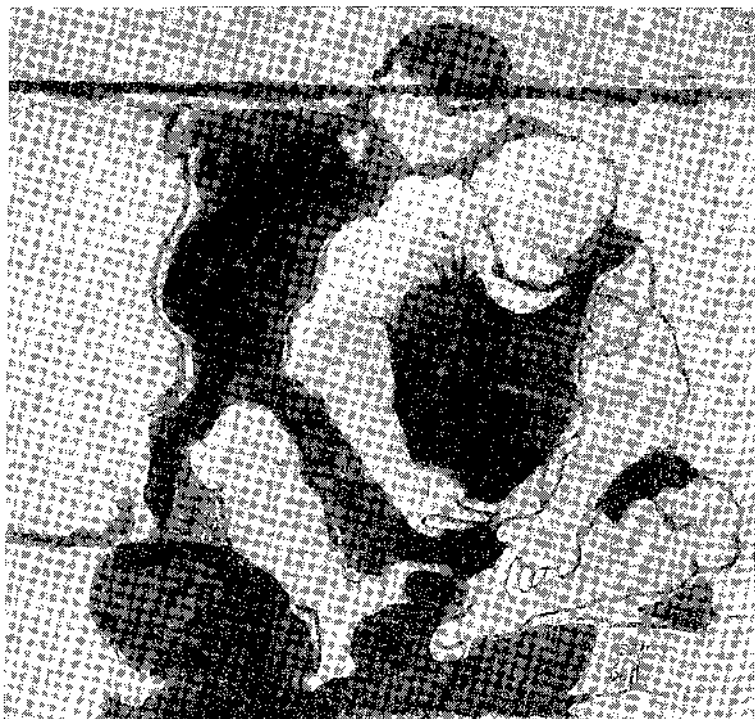
unsere zeit

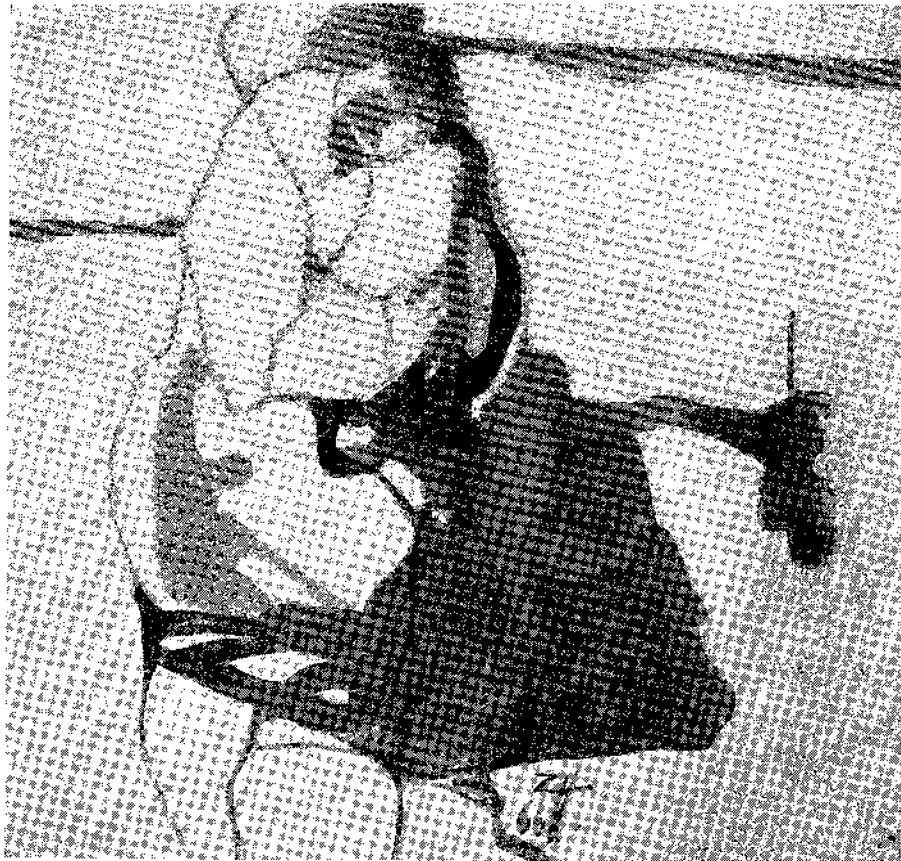
wir ausgewanderten  
aus unsern kinderländern,  
wo wir vögel zählten  
und kastanien!

ausgewiesen  
aus den wiesen der tiere —  
gib die vergangenheit auf!  
wir wissen den quantensprung:  
du — ich  
und suchen die verlorene welt.

ferner die angst:  
die zukunft lehrt uns  
mit waffen zu schlafen —

aber dieses:  
wir leben und leben  
das spiel ohne regel,  
bis wir vorbei sind  
an der gesamten welt —  
richtung gott.





## *museum II*

wage  
den einstieg in die geschichte  
atme  
den duft  
von aufgefrischten gräbern  
im nachguß von versteinierungen.

bete  
zu den gotischen madonnen  
sie kommen von überall her  
Marien in lieblichen bildern  
geschichtete heiligkeit  
zahlreiches schweigen  
in toten räumen.

tanze  
den madonnenreigen  
den bienentanz:  
wer ist die schönste  
im ganzen land?

eine welle des weinens geht um  
zerstörte mythen  
tragt sie  
zurück nach Latium  
Maria dem Marienstaat!

dann pilgre —  
vielleicht  
hört dann das weinen auf  
an goldenen altären . . .

## *der bildhauer und sein kind*

nachts lot ich deine schatten aus  
vom holz, das einst im abendrot entstand,  
verliere mich in die gestalt in stein  
und schweige mich an deiner tiefe aus.

nun wächst der stein,  
das holz wird reif —  
die gotischen profile  
nahmen ihr geheimnis mit.

bildhauer, deine seele ist verwirkt,  
der steingeist gibt sie nicht zurück —  
in der nacht die schattensprache  
zeigt mir Aphrodite an . . .

## *wunschkonzert*

nimm schnee  
und bau mein totenhaus!

die erde kann warten,  
die äolsharfe ist taub.

vergiß die vögel nicht  
und gib den kindern ein gedicht!

*Illustrationen: Hubert Zanot*

*Gedichte: Peter Allenspach*

Pascal ist aktuell, aber nicht populär. Das unterscheidet ihn von Teilhard. Pascal wird aber auch nie populär werden, denn die Pensées sind für eine kleine Zahl von Menschen in jedem Jahrhundert geschrieben und das unterscheidet sie von „Faust“ und ähnlichem. Aber sie werden immer ihren Glanz behalten, auch wenn sie dem Leser keinen leichten Zugang bieten, vielleicht gerade deshalb. Sie nützen sich nicht ab. Pascal ist schwer zu lieben, so wird er nie „en vogue“ sein, besonders in Deutschland nicht, wo die haarsträubendsten Pascalvorstellungen und Bilder herumgeistern. Pascal der leidende, der suchende, der zweifelnde und verzweifelte, dieser arme begabte Junge, der in der schrecklichen Gefühlskälte des Jansenismus — der kaum so war, wie uns manches Vorurteil glauben machen will — leben muß, der von bösen menschenfeindlichen Solitaires, von einer Askese in die andere getrieben wird, anstatt sich glücklich zu vermählen, verliebt durch Wissen zu schlendern und in trauter Zweisamkeit Picknick zu machen. Ein Pascal des Weitschmerzes. Oder aber anders, Pascal die Kirchensäule. Endlich ein katholischer Naturwissenschaftler, der für die katholische Sache eintritt — wobei diese katholische Sache aber mit den Interessen und Wünschen einer Partei identifiziert wird, und dadurch einen so bitteren Beigeschmack bekommt. So wird Pascal zum Tausendsassa, und man bewundert die Leichtigkeit und Brillanz, mit denen er den Gegnern des Christentums über den Mund fährt. Daß er das bei den Jesuiten auch tut, dämpft die Bewunderung für ihn ganz erheblich. So etwas gehört sich ja auch nicht, da er doch nicht Theologie studiert hat. — Fast unglaublich ist es, daß sich die wenigsten Bücher bemühen, diesen Ballast von Vorurteilen vom neuen Jungen bis zum wütenden Asketen — meistens stammen sie aus den Federn von Voltaire, de Maistre oder Cousin — endlich abzuwerfen. Selbst die Kommunisten fabrizierten sich „ihr“ Pascalbild — (H. Lefebvre „P.“ 1949) — und das Parteibuch verlangt sogar die falsche Lesart mancher Pensées — es ist erschütternd. So ist das Buch von Guardini sicher tief sinnig und auf seine Art auch wertvoll, aber das hier gezeichnete Bild ist wohl kaum „pascalienne“.

Der Hang zur Romantik und zur Metaphysik ist hier hinderlich, und die Zuordnung Pascals zu Kierkegaard und Dostojewski mag zwar schön und gängig sein, wird aber den Pensées in keiner Weise gerecht. „Alles Vage ist mir verhaßt“, pflegte Paul Voléry zu sagen, und es dürfte nützlich sein, sich dessen vorher inne zu werden, wenn man über einen Franzosen des 17. Jahrhunderts spricht. Denn Pascal lebt im Grand Siècle, und seine Zeit beeinflußt natürlich auch ihn. Aber er gehört ihr nicht allein, er ist nicht Boileau. Und das ist seine Größe.

Pascal ist ein Heiliger, „weder kanonisiert noch kanonisierbar“. Und diese Ehre nimmt ihm keine Beleidigung und keine Verleumdung. Das Schicksal selbst bestätigt sie, indem es — selbst nach einem solch dramatischen Leben — ihm keine Ruhe gewährt, und ihn gleichsam entführend, sein Grab in Saint-Etienne-du-Mont der Anonymität preisgibt. So wurde ihm, dem König des Geistes, das Massengrab der Armen zuteil, das er sich immer gewünscht hatte, und das Los des heiligen Pilgers, dessen einzige Spur sein geistiges Vermächtnis ist.

Ist damit nicht bereits alles gesagt? So scheint es. Einen Heiligen stellt man auf ein Piedestal, verbannt ihn in eine Kirche — und läßt es gut sein. Und in der Tat hat man dieses Mittel bei Pascal auch versucht. Wie bei so vielen Heiligen oder Großen des Geistes, oder bei denen, die nur anders sind als die anderen und deswegen schon ein Dorn im Auge der „Gemeinschaft“, hat man es auch bei Pascal unternommen, Größe und Anderssein zu nivellieren, auch das Mittelmaß — das man das gesunde nennt — herabzudrücken, ihn zu entschärfen, ihn zu verfälschen. Geling das nicht in gewünschtem Maße, so mußte Verleumdung das übrige tun. Pierre Nicole, dem Pascal, den er als „neuen Pico della Mirandola“ betrachtete, nicht recht gehöuer war, eröffnet mit seiner Ausgabe der Pensées von 1670, die er im Auftrage Pont-Royals herausgibt, den Reigen der trefflichen Exegeten. Eben diese Ausgabe haben später Fénelon und Voltaire, de Maistre und Chateaubriand in Händen gehalten und danach geurteilt. Erst seit 1844 wird durch die Arbeiten von Prosper Fougère das Originalmanuskript endlich zur Grundlage der Publikationen gemacht, bis dahin hatte man der Einfachheit halber immer wieder bei Nicole abgeschrieben. Nicole hatte Pascal „umgearbeitet“. Nicht nur, weil zwischen Pont-Royal und den Jesuiten ein Waffenstillstand herrschte, glaubte Nicole die Pensées zensurieren zu müssen, er glaubte auch, es seinem Publikum nicht zumuten zu können, Fragmente zu lesen. Im übrigen hat Pont-Royal, trotz allem, was es ihm schuldete, Pascal nie als einen seiner Großen betrachtet, wie etwa Duvergier de Hauranne oder Antoine Arnauld. Dieser Laie, der so souverän in die theologischen Streitigkeiten eingriff, behielt für die Abtei etwas unbewegliches, abstoßendes. Da man ihm im Leben nicht beigegeben war, rächte man sich nach seinem Tode, indem man sein Zeugnis entstellte. Pascal wurde mit dieser Veröffentlichung seines „korrigierten“ Nachlasses zu einem Durchschnittsfranzosen des 17. Jahrhunderts, einem Moralisten wie La Bruyère. Alles was Pascal lebenswert macht, der dramatische Aufbau seiner Pensées, die feine Ironie, die beißenden Urteile, alles war in einem faden Klassizismus untergegangen. Der „nicolisierte Pascal“ war ein Spießbürger.

Es ist eine schöne Lüge zu behaupten, die Wahrheit setze sich zwangsläufig immer durch. Grausame Beispiele haben wir genug. Zwei Jahrhunderte lang war nur der entstellte Pascal bekannt. Wir hätten nie volle Kenntnis von ihm erhalten, wenn — wie es beinahe der Fall war — das Manuskript beim Brande der Abtei Saint-Germain-des-Prés 1794 ein Raub der Flammen geworden wäre. Nur wie durch ein Wunder wurde es gerettet, zwei weitere Pakete mit Notizen verschwand.

Wie kommt es, daß Pascal so aktuell ist, aktueller als Descartes oder Leibniz? Er selbst hat das nie erraten können, da seine Aktivität zum Teil von einem Ereignis kommt, das erst im Jahrhundert nach seinem Tode mächtige Wirklichkeit wird, nämlich der Abwendung der europäischen Intelligenz vom christlichen Glauben. Das klingt wie ein Paradox. Er, der Glaubende, steht auch dem Nichtglaubenden unserer Zeit näher als die atheistischen Schriftsteller des 18. und 19. Jahrhunderts, bei denen nichts mehr zu erben ist. Er steht ihm näher, weil er ihn ganz ernst nimmt, seine Schwierigkeiten und Zweifel nicht verkleinert und verharmlost. Die Pensées sind für konkrete Menschen geschrieben worden — vermutlich für den Kreis um den großen Condé in Chantilly —, da der Mensch mit seinen Sorgen, Ängsten und Fragen aber wesentlich der gleiche bleibt, sind sie eben nicht nur für einen Literaturzirkel des Barockzeitalters bestimmt. Ad hominem sprechen die Pensées, sie bieten keine Patentlösungen und Systeme. Pascal gründet keinen religiösen Sanitätsdienst und das System, die „Größe der Satzung“ hat er zutiefst verachtet. Bei ihm gibt es nichts Verstaubtes, als Grundlage seiner Argumentation nimmt er die Psychologie und die historische Kritik. Es gibt keine modernere Sprache als die seine. Pascal kann so — bereits im 17. Jahrhundert — mühelos den Sackgassen ausweichen, in die eine gewisse Theologie der kommenden Jahrhunderte auch prompt mit Elan hineinfuhr.

„Es war der alte Geisteskampf Frankreichs: der Kampf des honnête homme und des Lebens gegen die Vorherrschaft der Schule; der alte Kampf... Molières und Pascals gegen unsere Feinde, die Kathedergelehrten.“  
Charles Fégy



Pascal wäre nicht er selbst, wenn er seine Ueberzeugungen nicht verteidigt, nicht Zeugnis dafür abgelegt hätte. Und seine Natur gestattete ihm nicht, auf halbem Wege stehen zu bleiben; es ist ein endgültiges Zeugnis, abgelegt durch die Provinciales und durch den Tod.

In die Sonntagsnachmittagsruhe, die nach dem Bürgerkrieg, der Fronde, sich über Frankreich ausgebreitet hatte, als die Herrschaft des Königreiches in den Händen eines Italiener und einer Spanierin ruhten, in diese Bürgerstille fährt plötzlich der Blitz. In diesem Blitz wird der französische Katholizismus sich seiner Eigenständigkeit bewußt, er läßt sich — erfolgreich — aus der Ueberfremdung und Bevormundung durch Spanien und ein hispanisiertes Rom. Auf den Pariser Straßen werden Flugblätter zum Preise von zwei Soldes und sechs Denicos verkauft, die rasanten Absatz finden. Mit einem Male ist Paris in diesem Jänner 1656 in zwei Lager gespalten: die einen krümmen sich vor Lachen, die anderen stehen am Rande eines Schiaganfalles. Pierre Séguier, der Kanzler des Königreiches, wird zur Ader gelassen, das war notwendig geworden, denn er hatte ein solches Flugblatt gelesen, deren viertes — vom 25. Februar 1656 — ein für allemal die Sorbonne der Lächerlichkeit preisgab. Von diesem Schiag erholte sich die ehrwürdige Institution erst dadurch, daß die Revolution sie aufhob. Nacheinander erschienen nun achtzehn Briefe, der Ton wurde von Blatt zu Blatt schärfer, die Reaktionen der in den Briefen angesprochenen, eben der „réverends pères Jésuites“, immer wütender und auch gefährlicher. Repressalien gegen die Drucker, Haussuchungen und Bespitzelungen — die Sorbonne und die Jesuiten überließen diese grobe Arbeit großzügig der königlichen Polizei — machten jedesmal das Erscheinen eines Blattes zu einer Sensation. Der Verfasser „Louis de Montalte“ blieb anonym. Was hätte es auch geholfen, wenn er mit „Pascal“ unterzeichnet hätte. Den meisten Leuten hätte der Name sowieso nichts bedeutet, bekannt war Pascal nur in den Salons der Herzogin von Longueville und der Madame de Soblé und bei Hofe, und das letztere reichte vollkommen, um auf unbestimmte Zeit in die Bastille zu wandern. Darüberhinaus machte den Verfasser dieser Flugschriften einer der Patres freundlicherweise auf den Scheiterhaufen aufmerksam, der zur Anwendung kommen würde, wenn der Orden seine ganze Strenge gegen den Feind aufbiete. Das war sicher ein netter Pater. — Uebrigens, der Leser möge die Provinciales zur Hand nehmen und selbst urteilen, was wäre geworden, wenn bei Lüften der Anonymität Pascal nach der ersten oder zweiten Provinciales verhaftet oder gar verbrannt worden wäre? Wir besäßen nur eine oder zwei Kostbarkeiten, so aber haben wir achtzehn Perlen. Es ist ja nicht wahr, daß die Briefe überholt sind, daß sie wenig gelesen werden, daß sie verlassen, daß sie gar überflüssig sind. Das ist nicht wahr! Der Kampf dauert an. Heute 1666 heftiger als gestern, er wird immer dauern, dieser Kampf „des Mystikers gegen die Politiker“, dieser Kampf „eines freien Mannes gegen den Beichtvater des Königs, allein gegen dreißigtausend“. Es gibt keinen Louis XIV. mehr und keine Bastille, das stimmt, aber was sagt das schon? Der Beichtvater heißt nicht mehr Père Annat und ist nicht mehr Beichtvater, aber er ist nichtsdestoweniger da, und deswegen werden immer wieder „Provinciales“ geschrieben werden müssen. Ich brauche doch nicht deutlicher zu werden?! Urteilen Sie selbst!

Wir kennen jetzt die Kämpfer, der eine ein einsamer, freier und stolzer Mann, ausgewiesen durch seinen Geist, die andern zum größten Teil obskure Leute, die nur Pascals Angriff davor bewahrte, gänzlich in der Versenkung zu verschwinden. Worum aber ging der Kampf? Um nichts weniger als um Erlösung und Rechtfertigung durch Jesus Christus. Die Auseinandersetzung, die die Provinciales widerspiegeln, sind nur ein Teilstück jenes Kampfes, der mit der Reformation begann, und eine Fortsetzung des nachtridentinischen Gnadenstreites. Wir setzen diesen Fragenkomplex als bekannt voraus.

In den vier ersten Briefen spricht Pascal über die Gnade, und er tut dies, wie alles was er tut, gründlich und glänzend. Man hat ihm immer wieder zum Vorwurf gemacht, daß er als Nicht-Fachmann sich einer Materie gewidmet habe, die ihm, sagen wir es deutlich, nichts anging. Man versuchte diesen Vorwurf durch Hinweise auf Brüche in der Beweisführung und auf falsche Zitation zu unterbauen. Diese Angriffe, sehr zahlreich, auf die wir nur hinweisen können, sind kläglich gescheitert. Nicht nur, daß Annald — ein Fachtheologe und Sorbonnier — ihm das Material zusammenstellte, Pascal war, das ist wohl nicht zuviel gesagt, ja auch nicht unbegabt. Bald schon aber wechselt der Kampfplatz und Pascal, der für die Gnade und unverdiente Liebe Christi gegen die gratia sufficiens, die doch wieder insufficiens war, gekämpft hatte, griff nun die Kasuisten an. Die Kasuisten — die Intention war anfangs gar nicht schlecht gewesen — waren in der Theologie das, was Diaforius und Purgon in der Medizin waren, und von denen Béralde sagte: „Man braucht bloß einen Talar anzulegen und ein Barrett aufzusetzen, und jeder Gallimathias wird zur Gelehrsamkeit und jede Dummheit zur Vernunft.“ Hier gibt Pascal den Formenkram und das Kauderwelsch der Scholastiker der Lächerlichkeit preis, aber nicht nur das. Hier kämpft in und durch Pascal das klassische Frankreich für seine eigene Form der Frömmigkeit, gegen die Maßlosigkeit und die spanischen Uebertriebenheiten der Gegenreformation. Der Kampf klingt aus, besser, er bricht auf seinem Höhepunkt ab, mit einem rasanten Degenstich zwischen Pascal und François Annat. Immer noch geht es um die Gnade und die Erlösungstat Christi. Da die Jesuiten aber durch ihre Anbiederungen an die Welt des Sonnenkönigs die Sünde verkleinern, nehmen sie das Einfaltstör der Gnade weg und ersetzen es durch billige Phrasen. Ganz so war es zwar nicht, aber weit davon entfernt war der Orden auch nicht. Schlimm, ja fürchterlich, war nur, daß der Orden mit abscheulichen Verleumdungen und nackter Gewalt arbeitete. Es war eine Rache der Geschichte, als eben diesen Verleumdungen 20 Jahre später die französische Assistenz des Ordens zum Opfer fiel. Als die Jesuiten — Pater Meyndor — sogar die Ehre der Klosterfrauen von Pont-Royal in den Schmutz zog, erteilte ihm Pascal eine wunderbare Lektion, mit herrlicher Beredsamkeit (16. Provinciale): „Das ist eine Lüge, die eurer würdig ist!... Wer wird das glauben? Glaubt ihr es selbst, ihr Elenden? Beweist es doch!... Die Urheber einer Schmähschrift, die nicht beweisen können, was sie vorgebracht haben, werden von Papst Hadrian dazu verurteilt, ausgepeitscht zu werden, meine hochwürdigen Patres, lagellentur...“

Pascal ist hier ganz Pascal, einen Pascal ohne Provinciales gibt es nicht, und das ist gut. Pascal hat nie eine Streitmacht vertreten, denn Port-Royal war nicht seine Heimat und er sagt es auch selbst. Er hat sein Herz und seinen Geist der Macht entgegengehalten und gesagt. Er hat innerhalb der Kirche es gewagt, die Rechte des Individuums gegen die Komunität zu verteidigen, in großartiger Beredsamkeit und öffentlich mit bleibendem Erfolg. Er hat auch den Historiker gegen den Scholastiker, den Philosophen zum Siege geführt. Wenn ihm vielleicht sein Kampfgeist forttrifft, wenn er den Gegner verletzt, wenn Blut floß, so hat er sich in der Einsamkeit seines Todes wieder entsühnt. „Jetzt, da er tot ist, ist es nicht mehr unrichtig, sich ihm anzuschließen, da er uns ja so gut zu dem einzigen Erlöser führt, den er so sehr liebt hat.“

Joh. Becker

„Eine schwache und eine starke Seele können beide die gleiche Freude an Pascal finden, nicht aber eine niedrige Seele.“

Marcel Arland „Les jeunes humanistes“

Aus der Studentenzeitung „Initiative“

# Internationales Studentenforum

(AUS DEM „STUDENTENSPIEGEL“ BERLIN)

Ein internationales Kolloquium über die Gleichwertigkeit der Universitätsdiplome ist Ende Februar in Cronoble vom Nationalen Bund der Studentenvereinigungen an den Hochschulen (FNAGE) veranstaltet worden. Etwa 20 Teilnehmer aus Deutschland, Belgien, Holland, Italien, Norwegen und der Schweiz setzten sich mit diesem Problem auseinander. Professor Murat von der philosophischen Fakultät in Straßburg und Experte der deutsch-französischen Rektorenkonferenz, unterstrich, daß es sich nicht darum handelte, das Universitätsstudium auf internationaler Ebene zu vereinheitlichen, sondern darum, die internationale Anerkennung der Universitätsprüfungen zu erreichen.

(„Le Monde“, Paris)

## Europäische Studentische Zusammenarbeit

Die 18. ordentliche Mitgliederversammlung des VDS (der Verband Deutscher Studentenschaften tagte vom 7. bis 13. März in Heidelberg) begrüßt die Bereitschaft der studentischen Nationalverbände der Staaten des Gemeinsamen Marktes (EWG) zu intensiverer Zusammenarbeit. Der Vorstand wird beauftragt, im Hinblick auf die ab 1967 gegebene Freizügigkeit im EWG-Raum alle erfolgversprechenden Möglichkeiten auszunutzen, um

- insbesondere rechtzeitig eine allgemeine Anerkennung der Examina zu erreichen,
- auf eine Angleichung der Studiengänge und Studiensysteme hinzuwirken.

Darüber hinaus fordert der VDS auch eine Vereinheitlichung der Studienbedingungen. Die Zusammenarbeit in diesen Fragen im EWG-Raum soll nicht für sich isoliert geschehen, sondern sollte als ein studentischer Beitrag innerhalb eines Europa, das nicht weite Teile des Kontinents ausschließt, verstanden werden.

(„Studentenspiegel“)

**Rencontres des Jeunes**, eine Vereinigung für internationalen Jugendaustausch, die im Jahre 1956 gegründet worden ist, veranstaltet auch in diesem Sommer wieder internationale Begegnungen. Sie finden vorwiegend in Frankreich, aber auch in anderen europäischen Ländern (z. B. in Deutschland, England, Österreich, Schottland, Griechenland und Italien) statt. Über die einzelnen Veranstaltungen informiert eine Broschüre, die über Rencontres de Jeunes, 39, rue de Châteaudun, Paris IX, zu erhalten ist.

(Eigenmeldung des „Studentenspiegel“)

Der Studentenausschuß der Universität Singapur hat ein Freiwilliges Arbeitsdienst-Programm ins Leben gerufen. Alle

karitativen Organisationen können im Bedarfsfalle diesen Arbeitsdienst, der aus einem Freiwilligenteam besteht, in Anspruch nehmen.

(Eigenmeldung des „Studentenspiegel“)

## Chilenische Sommerlager

Ungefähr 1800 chilenische Studenten haben dieses Jahr auf einen Teil ihrer Ferien verzichtet, um in den ärmsten Provinzen des Landes an Sommerlagern teilzunehmen.

Die Pläne wurden im Laufe des akademischen Jahres unter der Kontrolle des Nationalverbandes der Universitätsstudenten Chiles (UFUCH) ausgearbeitet. Die Organisatoren hatten die Provinzen ausgewählt und die Arbeiten, die dort geleistet werden sollen, festgelegt. Später wurden dann die Freiwilligengruppen der Studenten für die verschiedenen Gebiete zusammengestellt.

In diesem Jahr sollen die Studenten zusammen mit den Landgemeinden folgende Projekte ausführen: Bau von Schulen, Errichtung von First-Hilfe-Posten, medizinische Behandlung, Grundunterricht, Klassen für Analphabeten und allgemeine Untersuchungen über ein Gebiet oder eine Gemeinde.

Diese Arbeit ist eine Form des Protestes gegen die ungleiche soziale Ordnung und eine echte Zusammenarbeit mit der Regierung bei ihrer Aufgabe, eine revolutionäre Veränderung der wirtschaftlichen Struktur der Gesellschaft herbeizuführen. Regierungsstellen haben den Studenten in den „Sommerkamps“ Ausrüstungsgegenstände und materielle Unterstützung angeboten.

Diese Tätigkeit der Studenten dient gleichzeitig dazu, die Universität zu ändern, die sich bis vor kurzem vom Volke abgesondert hatte. Ruhig aber wirkungsvoll haben sich die chilenischen Studenten einem Unternehmen verpflichtet, das für die Zukunft ihres Landes von großer Wichtigkeit ist: nämlich allen Chilenen, die aus Mangel an Gelegenheit oder Ausbildung bis jetzt als passive Elemente im Strom der Gesellschaft mitgezogen wurden, zu einer aktiven und bewußten Teilnahme am nationalen Leben zu verhelfen.

(Pressemitteilung der ISC, Leiden)

## Zwischenbilanz der Aktion „Student aufs Land“

Die von Freiurger Studenten seit September vergangenen Jahres in Südbaden betriebene Bildungskampagne „Student aufs Land“ soll jetzt auch auf die Kreise Konstanz und Donaueschingen ausgedehnt werden. Bisher wurden innerhalb dieser Aktion, die in öffentlichen Veranstaltungen auf den Bildungsnotstand auf-

merksam machen will, von den Studenten in Südbaden nahezu 250 Gemeinden besucht und etwa 10.000 Besucher in Vorträgen über den Sinn dieser Aufklärungskampagne unterrichtet.

Die Studenten haben sich einen Rahmenvortrag ausgearbeitet, der unter besonderer Berücksichtigung der örtlichen Verhältnisse jeder Veranstaltung zugrunde liegt. Darin wird, unterstützt durch Lichtbilder, auf die allgemeine Bildungssituation in der Bundesrepublik und im Ausland und auf die Folgen aufmerksam gemacht, wobei besonders von der ungleichen Beteiligung der Landbevölkerung an qualifizierten Nachwuchs gesprochen wird.

Besonders die wirtschaftlichen Folgen einer ungenügenden Schulung im Hinblick auf die Automation und die unrentable Arbeitsweise vieler häuerlicher Betriebe werden aufgezeigt. Der Kern des Vortrages besteht aus der Aufklärung über alle möglichen Bildungswege und Schultypen und einer eingehenden Auseinandersetzung mit den verschiedentlich festgestellten Vorurteilen der Landbevölkerung gegenüber Bildungsfragen. Fragen werden in einer anschließenden Diskussion beantwortet.

(„Südkurier“, Konstanz)

## USA

**Eine Reihe führender Persönlichkeiten auf dem Gebiet der Erziehung** erklärte auf einer Tagung über „Die Universität in Amerika“ am 9. Mai in Hollywood, den amerikanischen Universitäten stehe höchstwahrscheinlich eine neue Welle studentischer Protestaktionen bevor. Ungefähr 1500 Dozenten nahmen an der Tagung teil, die die Zentrale zum Studium demokratischer Institutionen veranstaltet hatte. Mehrere Universitätspräsidenten und Professoren machten Vorschläge darüber, wie man der Unzufriedenheit der Studenten beikommen könnte. Eine Gruppe von Studentenvertretern wies jedoch diese Vorschläge zurück und verlangte eine drastische Neuordnung der gegenwärtigen Universitätsstruktur. Die Studenten, so erklärten sie, wehrten sich dagegen, daß man ihnen bloßes Wissen vermittele; sie versuchten vielmehr, ihrem Leben an der Universität eine größere Bedeutung zu geben. Der Rektor der Universität von Kalifornien, Clark Kerr, erklärte dazu, die gegenwärtige Krise an der Universität sei auf den immer größer werdenden Gegensatz zwischen Professoren und Studenten zurückzuführen. Viele Professoren beschäftigen sich immer mehr mit der Forschung in einem Spezialgebiet. „Immer mehr Studenten“, so erklärte Kerr, „möchten durch ihre Ausbildung mehr als nur eine Berufsausbildung oder so-

gar an ihrer Stelle eine persönliche oder soziale Philosophie erreichen.“ Professoren und Studenten hätten sich also in entgegengesetzter Richtung bewegt, bis „aus Apathie Aktivismus“ geworden sei.

(„The New York Times“, Paris)

**Study Abroad**, die 16. Ausgabe des vor kurzem veröffentlichten UNESCO-Handbuchs, enthält eingehende Auskünfte über alle Studiermöglichkeiten, die von 77 internationalen Organisationen und über 1690 fördernden Institutionen in 120 Staaten oder Gebieten angeboten werden, die Mitglied der Vereinten Nationen oder ihrer Gliederungen sind. Fast alle angegebenen Stipendien stehen auch für 1967 und 1968 zur Verfügung. Sie bieten Gelegenheit zum Studium nahezu jeden Fachs in beinahe allen Ländern der Welt. Neu hinzugekommen sind: Brunei, Weißrußland, Tschad, Kongo (Brazzaville), Qatar und Swasiland. Study Abroad ähnelt dem UNESCO-Handbuch für Internationalen Austausch, das Auskunft gibt über 5300 Büros oder Organisationen, die sich mit internationalen Austauschprogrammen und kultureller Zusammenarbeit beschäftigen. Dieses letztere Handbuch, dessen zweite Ausgabe im Laufe des Jahres erscheinen soll, führt über 4200 bilaterale und multilaterale Abkommen auf, die von Mitgliedstaaten der UN geschlossen wurden.

(UNESCO, Paris)

**Nach dem Friedenskorps hat eine weitere Regierungsstelle beschlossen**, zukünftige Mitarbeiter unter der Studentenschaft zu rekrutieren. Im Februar bestätigte der amerikanische Geheimdienst CIA in Washington zirkulierende Berichte, denen zufolge seine „Werber“ zur Zeit an ungefähr 100 Colleges tätig seien, um dort Studenten für spätere Auswertungs- und Agententätigkeit zu gewinnen. Der Geheimdienst ist besonders an Universitätsabsolventen mit naturwissenschaftlicher Ausbildung interessiert, die bei der Auswertung von Photos eingesetzt werden sollen — einem Arbeitsgebiet des Geheimdienstes, das durch die U-2-Flugspionageaffäre vor sechs Jahren der Weltöffentlichkeit bekannt wurde und das durch die Luftaufnahmen von Rußlands geheimen Raketenab-schlußbasen auf Kuba im Jahr 1962 wiederum in den Mittelpunkt des Interesses rückte. Die Namen der Colleges, an denen Rekrutierungsteams tätig sind, wurden nicht bekanntgegeben.

(„Record“, Yellow Springs)

## GRIECHENLAND

Das griechische Komitee des World University Service (WUS) hat in Athen ein Reisebüro

eingrichtet, das — in enger Zusammenarbeit mit dem Nationalverband der griechischen Studenten (HEEE) — Reisen durch Griechenland, Camping, einen Postdienst und Informationsmöglichkeiten für Studenten und Dozenten anbietet. Das Reisebüro bemüht sich, die Preise des Touristendienstes so niedrig wie möglich zu halten und die Reiseziele den Wünschen der Studenten anzupassen. Anfragen an: World University Service of Greece, Travel Department, 15 Ippocratus Str - University Club - Athens 143 - Griechenland.

(WUS, Athen)

## SPANIEN

Zwei Studentenfunktionäre, Wilfried Rutz von der Internationalen Studentenkongress (ISC, Leiden) und Fred Berger vom Nationalverband der amerikanischen Studenten (USNSA) sind Anfang März aus Spanien ausgewiesen worden. Anlaß zu dieser Maßnahme war die Teilnahme beider Studenten an einer geheimen Zusammenkunft von Delegierten der spanischen Studentenopposition. Dieses Treffen war zwecks Gründung eines Freien Studentenverbandes anberaumt worden — der offizielle spanische Studentenverband (SEU) wird wegen seiner autoritären und undemokratischen Struktur von der Mehrheit der spanischen Studenten abgelehnt. Über 400 Studenten und geladene Gäste, unter ihnen mehrere bekannte spanische Intellektuelle, versammelten sich am 9. März in einem Kapuzinerkloster Barcelonas. Der Ort des Treffens war erst unmittelbar vor Beginn bekanntgegeben worden. Die Delegierten beschlossen ein Aktionsprogramm und verfaßten ein Manifest, in dem ihr Standpunkt hinsichtlich einer demokratischen Universität niedergelegt wurde. Kurz nach Annahme der Beschlüsse wurde festgestellt, daß das Kloster von Polizei umstellt war. Diese verlangte von den Studenten die Auflösung der Versammlung und Aushändigung ihrer Universitätsausweise. Als dies abgelehnt wurde, verhängte die Polizei eine vollständige Blockade über das Kloster. Am 11. März schließlich — in der Zwischenzeit waren die Studenten von den Mönchen mit Lebensmitteln versorgt worden — drang die Polizei widerrechtlich in das Kloster ein, nachdem zuvor die Wasser-, Strom- und Telefonleitungen gesperrt worden waren. Die Studenten mußten ihre Ausweise abgeben und wurden dann freigelassen. Verhaftet wurden hingegen der ISC- und der USNSA-Vertreter und die Intellektuellen. Noch am Abend desselben Tages wurden Rutz und Berger über die Grenze nach Frankreich abgeschoben. Die inhaftierten Spanier wurden zwei Tage später entlassen.

(ESPB, Leiden)

Die Schließung der Universität Barcelona auf unbestimmte Zeit wurde am 28. April von

den spanischen Behörden verfügt. Unmittelbarer Anlaß dafür war eine mehrtägige Veranstaltung, die von der im März unter dramatischen Umständen im Kapuzinerkloster von Sarría gegründeten „Freien Studentenvereinigung“ in Barcelona einberufen worden war. Unter dem Titel „Woche der Universitätserneuerung“ sollten dabei in Vorträgen und Diskussionen folgende Themen behandelt werden: Geschichte der Universität; Lehre, Forschung und studium generale; soziale und wirtschaftliche Probleme der Universität und Möglichkeiten einer künftigen demokratischen Alternative. Die demokratischen Studentenorganisationen haben die Absicht, später ähnliche Seminare auch an anderen Universitäten durchzuführen. Obwohl die Universitätsbehörden den Studenten für ihre Debatte die Benutzung der Hörsäle verboten hatten und die Veranstaltung daher auf dem Universitätsgelände im Freien stattfinden mußte, war der Zustrom der Studenten äußerst groß. Zeitweise versammelten sich über 2000 Studenten im Hof der Universität. Trotzdem verliefen die Diskussionen in Ruhe und Ordnung. Bereits am Eröffnungstag, dem 18. April, trat jedoch die Polizei, etwa sechzig Mann stark, mit Gummiknüppeln und Pistolen bewaffnet auf, besetzte das Universitätsgebäude und unterzog die Anwesenden einer Identitätskontrolle. Dabei kam es zu den ersten Auseinandersetzungen. Mehrere Studentengruppen zogen demonstrierend von der Universität in die Stadt. Auch sie wurden von der Polizei auseinandergetrieben. Den Höhepunkt erreichten die Auseinandersetzungen zwischen Studenten und Polizei am Nachmittag des 21. April, als die im Hof versammelten Studenten in einem Manifest eine demokratische Universitätsorganisation und später auch die Absetzung des von der Regierung ernannten Rektors forderten. Auch am folgenden Tage drang die Polizei nicht weniger als dreimal in die Universität ein. In der Folge kam es täglich zu neuen Auseinandersetzungen, da die Polizei die Versammlungen der Studenten wiederholt gewaltsam auflöste und zahlreiche Verhaftungen vornahm. Schließlich wußten sich die Behörden nicht mehr anders zu helfen, als die ganze Universität „bis auf weiteres“ zu schließen.

(VSS/UNES, Bern)

## FRANKREICH

Das IV. Weltfestival des Studententheaters fand Ende April in Nancy statt. Theatergruppen aus Japan, USA, Polen, Brasilien, Deutschland, England, Belgien, Italien, Frankreich und Studenten anderer Länder nahmen an dieser Veranstaltung teil. Die Jury, unter dem Vorsitz des französischen Schriftstellers Michel Butor, zeichnete als Sieger „ex aequo“ die Aufführung des Stückes „Leben und Tod von Severino“ durch die Theatergruppe der Katholischen Universität von

Sao Paolo und eine türkische Gruppe aus.

(„Le Monde“ / Presse-Universität-France, Paris)

Das „Westeuropäische Studentenkomitee für den Frieden in Vietnam“ veranstaltete am 23. Mai im Anschluß an den Studentenkongreß über Vietnam seine zweite Sitzung. Seit der Gründung im Februar sind dem Komitee 26 Studentenorganisationen aus allen westeuropäischen Ländern — bis auf Spanien und Portugal — beigetreten. Die anwesenden Delegierten aus 18 Verbänden kamen überein, eine internationale Korrespondenz herauszugeben, in deren erster Nummer Berichte über Situationen und die Möglichkeiten der Opposition gegen den Krieg in Vietnam erscheinen sollen. Ferner wurde beschlossen, im Oktober in Lund, Schweden, ein internationales Seminar über Probleme der Kolonialrevolution zu veranstalten.

(SDS, Frankfurt/Main)

## TSSCHECHOSLOWAKEI

4713 Bewerber haben sich im Jahre 1965 zum Studium an der Universität Preßburg gemeldet; nur 2345 konnten angenommen werden. Dieses Jahr ist die Situation noch schlimmer, besonders an der medizinischen, philosophischen und juristischen Fakultät. So haben sich für das Studienjahr 1966/67 an der philosophischen Fakultät 1094 Personen um einen Studienplatz beworben, nur 224 konnten jedoch angenommen werden. Die Universitätsleitung sieht sich vor ernste Probleme gestellt. Freilich bestehen in der Tschechoslowakei darüber hinaus noch Schwierigkeiten, die in anderen Ländern unbekannt sind. Bei der Aufnahme von Bewerbern wurde in den fünfziger Jahren besonders auf die sogenannte „Klassenstruktur“ geachtet. Oft genug war für die Zulassung der Beruf der Eltern entscheidend. Seit einiger Zeit wird darauf aber kein allzu großes Gewicht mehr gelegt. Ausschlaggebend sind heute in erster Linie die politische Einstellung der Bewerber, ihre moralische Haltung, theoretisches und praktisches Wissen, Begabung und Interesse für das in Aussicht genommene Studienfach.

(„Nasa univerzita“, Preßburg)

## UASSR

Von einem Leningrader Gericht zu Gefängnisstrafen verurteilt wurde eine Gruppe junger Leute, — die meisten sind Chemiestudenten oder Dozenten an Instituten —, weil sie ohne Genehmigung zwei Nummern einer „liberalen“ Zeitschrift, betitelt „Die Glocke“, herausgegeben hatten. Der Initiator wurde zu sieben Jahren Freiheitsentzug verurteilt, und acht seiner Kollegen — unter ihnen zwei Frauen — zu Strafen von zwei bis fünf Jahren. Die jungen Leute sollen, sowjetischen Angaben zufolge, eine regelrechte Geheimorganisation gegründet haben, die 250 Mitglieder gezählt und über eine verborgene Druckerei verfügt habe. Die Angeklagten

hätten sich nicht grundsätzlich gegen den Kommunismus, sondern nur gegen seine gegenwärtige Form in einigen noch stalinistischen Ländern ausgesprochen. Sie sollen mehr Gedanken- und Redefreiheit gefordert haben.

(PEN, Montreal)

## CHINA

Nach den „Säuberungen“ des Parteiapparates war die Universität Peking Schauplatz einer Kampagne, die als die größte und entscheidendste in der Geschichte Rotchinas angesehen wird und dauernde Rückwirkungen auf die Intellektuellen des Landes haben könnte. Ausländische Korrespondenten wurde bisher der Zutritt zum Universitätsgelände verweigert. Augenzeugen berichteten jedoch von pausenlosen „politischen Verhören“, die von Studenten und Parteikaktivisten veranstaltet werden. Im Mittelpunkt der Verhöre sollen vor allem der abgesetzte Rektor und Erste Parteisekretär der Universität Lu Ping und seine Stellvertreterin Peng Pei Jung gestanden haben. Ihnen werden „konterrevolutionäre und revisionistische Verbrechen“ zur Last gelegt. Den Berichten zufolge habe Peng Pei Jung schwerste politische Vorwürfe über sich ergehen lassen müssen; sie sei in regelmäßigen Abständen Studenten und anderen Universitätsangehörigen vorgeführt worden; Studenten hätten selbstgemalte kleine Fähnchen, auf denen ihre Vergehen gegen Partei und Staat aufgezählt wurden, an ihre Kleidung geheftet. Hauptunruherde sollen die drei wichtigsten der 58 Hochschulen in der Hauptstadt sein: die 1898 gegründete Universität Peking (Pei'a), die von jeher als Herd intellektueller Unruhen galt, die Pädagogische Universität (Shida), der 1952 die katholische Fuijen-Universität angegliedert wurde und die 1953 eröffnete „Volksuniversität“. An dieser Universität werden die Kadre für den Staats- und Wirtschaftsapparat ausgebildet. Besonders die Philosophische Fakultät, an der im wesentlichen Dialektischer und Historischer Materialismus gelehrt werden, wurde von den Säuberungen betroffen. Inzwischen sollen auch Massenverschickungen von Professoren und Studenten in die Grenzgebiete (Sinkiang) erfolgt sein. Die Peking-Studenten, man schätzt sie auf ungefähr 110.000, werden auf Grund ihrer Qualifikation in dem Provinziet ausgewählt, sie können daher als Chinas intellektuelle Oberschicht gelten. „Die Rote Fahne“, offizielles Organ der kommunistischen Partei Chinas, begründete die Säuberungen mit der Notwendigkeit, bourgeoisie Elemente aus der Partei auszumerzen. Diese hätten versucht, „auf verschiedenen Gebieten der Kultur eine Diktatur auszuüben“; obwohl sie als Kolosse erscheinen, seien sie in Wirklichkeit „Papiertiger“.

(„Die Welt“, Hamburg / „Der Tagesspiegel“, Berlin / „Le Monde“, Paris)

Da es in Südtirol eine dringliche Aufgabe ist, Arbeitsplätze zu schaffen, möchten wir darauf hinweisen, daß es genügend Mittel- und Kleinbetriebe gibt, die eine positive Entwicklung in Südtirol sehen lassen. Ob das Erreichte in der Zukunft im Rahmen des wirtschaftlichen Zusammenschlusses in der EWG genügen wird, muß sich erst zeigen.

Ein solcher mustergültiger Betrieb scheint uns die Fa. Schmidhammer — Euroclima KG zu sein. Um genaueren Einblick zu gewinnen, bitten wir den Chef der Firma, uns einige Fragen zu beantworten.

Herr Schmidhammer ist 1925 in Miffian als Sohn eines Bauern geboren. Er gehört jener Generation an, die nur die italienische Schule besucht hat. Er erfuhr seine Ausbildung als Hydrauliker in Westfalen und machte nach dem Krieg dort die Meisterprüfung. Darauf arbeitete er ein Jahr in Bozen und versuchte dann, sich in Australien eine Existenz aufzubauen. Da die Möglichkeiten nicht günstig waren, kehrte er nach Europa zurück und begann in Bruneck selbständig zu arbeiten.

*Herr Schmidhammer, dürfen wir einige Fragen an Sie stellen?*

*Wann haben Sie in Bruneck selbständig begonnen?*

1953.

*Wie konnten Sie das nötige Kapital aufbringen?*

Ich hatte keines. Ich erhielt auch keinen Kredit, da ich keine Referenzen angeben konnte. Durch kleine Arbeiten verdiente ich mir aber gerade genug, um die erste Sendung Heizkörper zu bezahlen.

*Wieviele Leute beschäftigten Sie damals und wieviele haben Sie heute?*

Ich begann mit zwei Gesellen und einem Lehrlingen. Dann konnte ich stetig mehr Leute beschäftigen. Heute habe ich ungefähr 110. 1959 habe ich eine Filiale in Bozen errichtet, 1962 entstand dann die Zweigfirma Euroclima KG.

*Worauf führen Sie diese schnelle Entwicklung zurück?*

Ich war immer bestrebt, den anderen Firmen einen halben Schritt voraus zu sein.

So haben wir als erste Firma in Südtirol die waagrechte Einrohrheizung verlegt. Dann verwendeten wir elektronische Regelung, die große Brennstoffersparnis ermöglicht. — Durch den Einbau der neuen Regelanlage beim Umbau der Heizzentrale des Sanatoriums in Brixen konnten z. B. 30% der Heizkosten eingespart werden. Außerdem haben wir die erste pneumatische Regelung mit zentraler Sollwertverstellung für eine Klimaanlage in einem Hotel in Italien eingebaut. Daß ich mich über die jetzigen Pläne lieber nicht äußern möchte, werden Sie verstehen.

*Könnten Sie uns etwas über die wichtigsten Anlagen und Arbeiten sagen, die Sie ausführen?*

Anfangs errichteten wir traditionelle Heizungen, wie Warmwasserheizungen, Dampfheizungen, Heißwasserheizungen, Fußbodenheizungen sowie sanitäre Anlagen vom einfachen Bad bis zu den Bäderfiltrieranlagen.

Seit 1960 bauen wir auch Luftheizungen, Lüftungen, Lufttransporte und vor allem natürlich Klimaanlage.

*Würden Sie uns erklären, welchen Vorteil die Klimaanlage gegenüber den bewährten Radiatorenheizungen haben?*

Das ist einfach. Über die üblichen Heizkörper kann man einen Raum nur heizen, sonst gar nichts. Nun ist es bekannt, daß sich der Mensch nur bei einer ganz bestimmten Temperatur und bei einer bestimmten Luftfeuchtigkeit wohlfühlt, die selbst wieder voneinander und von verschiedenen Veränderungen abhängen, z. B. von der Außentemperatur. Außerdem muß die Luft erneuert werden. Aufgabe der Klimaanlage ist eben die Herstellung der optimalen Luftkondition. Klimaanlage heizen, kühlen, be-

feuchten, entfeuchten, lüften und filtrieren (= Heizung, Kühlung, Befeuchtung...). Eine solche Anlage kann je nach den Anforderungen von der einfachen Lüftung bis zur Vollklimaanlage modifiziert werden.

*Könnten Sie auf das Technische näher eingehen?*

Das würde zu weit führen, da es innerhalb jeder dieser Funktionen sehr viele Variationsmöglichkeiten der Ausführung gibt. Um nur ein Beispiel zu nennen: Es gibt mindestens 50 Arten von verschiedenen wirksamen Filtern, vom groben Metallfilter bis zum elektrostatischen Filter und zum Mikrosorbanfilter, (das bei einer Staubkorngröße von 0,1 Mikron einen Wirkungsgrad von 99,9% hat. Dabei wird bereits Zigarettenrauch filtriert, dessen Teilchen 0,3 Mikron haben).

*Bauen Sie nicht auch Kirchenheizungen?*

Ja, sogar sehr viele. Vor Jahren wurden sie nur von auswärtigen Firmen erstellt. Wir bemühen uns vor allem um Vermeidung von Kondensationserscheinungen an Wänden und Decken — so werden die Fresken geschont u. a. — um Geräuschlosigkeit und niedere Betriebskosten.

*Herr Schmidhammer, vor einigen Jahren haben Sie hier in Bruneck eine große Werkhalle und Büroräume gebaut?*

Ja, das war 1963-1964. Wir brauchten schon deswegen Platz, weil die Zweigfirma Euroclima KG entstanden war. Damals haben wir gemeint, groß genug zu bauen. Inzwischen haben wir freilich gemerkt, daß es nicht genügte. So sind wir nun daran, den Bau zu erweitern (von 700 auf 2000 qm).

*Was fabriziert die Euroclima KG?*

In erster Linie Klimageräte und zwar serienmäßig bis 40.000 cbm/h, weiters Luftwäscher, Lufttüren, Einzelluftfilter, Absauganlagen für die Holz- und Metallverarbeitenden Industrien z. B. Späne-transporte, Entstaubungen, Spritzkabinen.

*Können Sie diese Erzeugnisse auch absetzen?*

Obwohl die eigentliche Produktion erst angegangen ist, haben wir schon Geräte nach Oesterreich, Deutschland und England exportiert. Nach Rumänien konnten wir einen Luftwäscher für 200.000 cbm/h verkaufen.

*Wo arbeiten Sie zur Zeit?*

Wir arbeiten an Anlagen für das Kreis-Krankenhaus Trostberg (Kreis Traunstein), für das Hotel Andreas Hofer und den Stadtsaal in Kufstein, für ein Kino in Rom, das Kulturheim (Theater), und die Druckerei Athesia in Bozen, für das Kloster Neustift, für die Banca di Trento e Bolzano in Bruneck, um nur einige zu nennen.

*Herr Schmidhammer, worauf legen Sie besonders großen Wert in Ihrer Firma?*

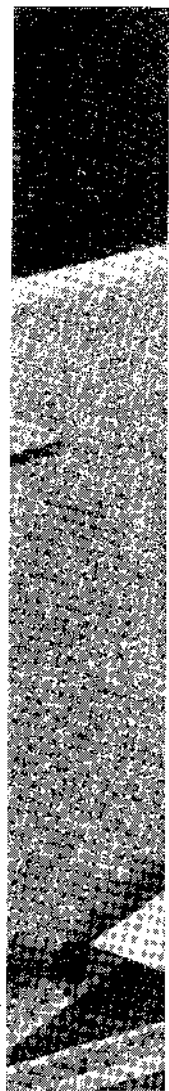
Besondere Sorgfalt verwendete ich immer auf vier Dinge: einmal auf gute Organisation, dann auf das technische Büro und die Ausbildung des Mitarbeiterstabes, was zwar mehr Geld kostet, sich aber bezahlt macht. Schließlich besuchen wir fast jede einschlägige Messe in Deutschland, der Schweiz und Italien und studieren jeden neuen Katalog, um die neuesten Geräte und Anlagen kennenzulernen. Von allem Anfang aber legte ich Wert auf gewissenhafte Ausführung jeder, auch der kleinsten Arbeit.

*Dürfen wir Sie abschließend noch fragen, was nach Ihrer Ansicht die Südtiroler Wirtschaft vor allem braucht?*

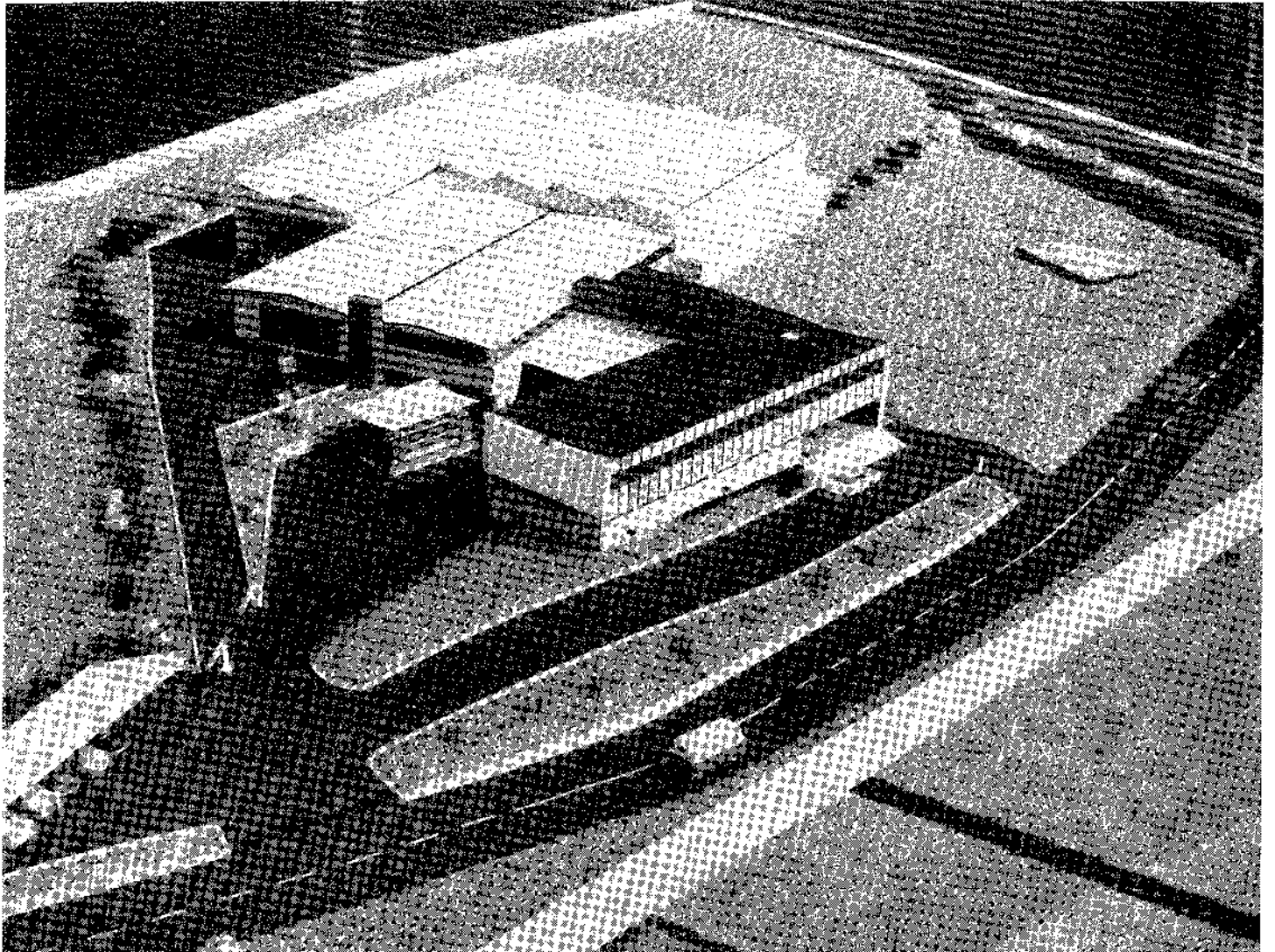
Akademisch ausgebildete Techniker und Wirtschaftler und vor allem Initiative.

*Wir danken für Ihre Informationen.*

Eönicher Gottfried — Hilber Franz







Clemens-August Andreae, geboren 1929 in Graz, 1950 Dr. rer. pol. in Marburg, 1951 Assistent an der Universität Köln, Schüler von Prof. Schmolders. Seit 1958 u. a. seit 1962 o. Prof. für politische Ökonomie und seit 1965 Vorstand des Institutes für Finanzwissenschaft; ab WS 1966 Dekan der rechts-staatswissenschaftlichen Fakultät an der Universität Innsbruck.

Prof. Andreae hielt schon öfters vor verschiedenen SH-Ortsgruppen Vorträge. Wir danken ihm herzlich, nun auch dafür, daß er bereit war, für den Skripten einen Diskussionsbeitrag zu schreiben.

(Die Redaktion)

### „Die Vorschläge zur sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung“

von vier SVP-Abgeordneten müssen zunächst einmal unter dem Aspekt der noch immer unbefriedigend gelösten Autonomieverlangen der Südtiroler in Italien gesehen werden. Die Grundsätze des Programms, Wirtschaftsförderung und soziale Sicherheit, Erziehung und Ausbildung der Jugend, freie Entfaltung des Privateigentums, sowie eine dem Charakter von Land und Leuten entsprechende Raumordnungspolitik finden ihre Grenzen dort, wo zentralstaatliche oder überregionale Kompetenzen berührt werden. Soweit hier Forderungen nach Zuteilung größerer Autonomiekompetenzen erhoben werden, verbirgt sich dahinter ein politisches Programm, das zwar mit Nachdruck vertreten, dessen Realisierung aber dem politischen Kräftespiel überlassen werden muß.

Anders verhält es sich mit den wirtschaftlichen Forderungen des Programms, über die wesentlich mehr ausgesagt werden kann. Der grundsätzliche Teil enthält ein klares Bekenntnis zur sozialen Marktwirtschaft. Eine auf Privateigentum beruhende, Eigenverantwortung mit Mitverantwortung verbindende Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung kann am geeignetsten Wohlstand und soziale Sicherheit garantieren. Im Mittelpunkt der Wirtschaft hat der Mensch zu stehen, dessen Fähigkeiten es zu entfalten und dessen Würde es, vor allem in Fällen unverschuldeter Not, zu wahren gilt. Mit dieser Grundeinstellung befindet sich das Programm in Einklang mit den Forderungen des Konzils, das den Menschen als Ziel und Mittelpunkt allen Wirtschaftens sieht.

Weniger klar sind die weiteren Kapitel des Programms abgefaßt, die sich:

1. Arbeitsplätze und soziale Sicherheit,
2. Frage der Klein- und Bergbauern,
3. Die Unternehmer und Arbeitgeber und
4. Raumordnungspläne auf lange Sicht betiteln.

Sowohl die Reihenfolge als auch die Auswahl dieser einzelnen Programmpunkte scheinen nicht vollständig durchdacht zu sein, ergeben sich doch im Text ständig Ueberschneidungen und Wiederholungen. Die zentralen Anliegen der Südtiroler Wirtschaft durchziehen sozusagen horizontal das ganze Programm ohne in den

Ueberschriften ihren Ausdruck zu finden. In erster Linie ist hier das Bildungsproblem zu nennen, das in Südtirol hinsichtlich der landwirtschaftlichen, aber auch hinsichtlich der industriellen und handwerklichen Entwicklung von besonderer Bedeutung ist. Eng damit hängt das Problem der Schaffung von Arbeitsplätzen zusammen, das ebenfalls sämtliche Strukturbereiche der Wirtschaft betrifft. Voraussetzung dafür wiederum ist die Schaffung der geeigneten Infrastruktur, vor allem die verkehrsmäßige Erschließung des gebirgigen Landes, die eine Verbesserung der landwirtschaftlichen Ertragsfähigkeit, eine regional gestreute Industrialisierung und einen breit gestreuten Fremdenverkehr erst ermöglicht. Nicht zuletzt beruht der große Vorsprung, den Nordtirol im Fremdenverkehr Südtirol voraus hat, auf einer fast lückenlosen verkehrsmäßigen Erschließung der Nordtiroler Gebirgstäler und -dörfer. Ein weiteres Problem, das für Südtirol von großer Bedeutung ist, besteht in der mangelhaften Spezialisierung aller Wirtschaftsbereiche. Dies gilt in gleichem Maße für die Landwirtschaft wie für die Industrie, aber auch für den Fremdenverkehr.

Alle diese Probleme sind im Programm irgendwo angeschnitten oder erwähnt. Was vermißt wird, sind eine klare und eindeutige Formulierung und die Aufstellung von Zielprioritäten. Gerade bei den dafür notwendigen Maßnahmen haben die Südtiroler die Möglichkeit, ihren wirtschaftlichen Standard durch Eigeninitiative und durch Selbsthilfe, ungeachtet der unbefriedigenden politischen Lage, zu verbessern.

Die unzulängliche Zielstrebigkeit des Programms zeigt sich besonders, wenn man das Kapitel 3 „Frage der Berg- und Kleinbauern“ näher analysiert. In ihm kommt deutlich die zwiespältige Seele des Politikers, der zwischen einem konservativen und einem fortschrittlichen Konzept zu wählen hat, zum Ausdruck. Der Kleinbauernbetrieb „als sichere Heimstätte und als Verbindungsglied mit der gesunden freien Natur“ soll ebenso unterstützt und unterhalten werden, wie es als notwendig erkannt wird, gesunde bäuerliche Betriebe durch Umstrukturierung landwirtschaftlicher Arbeitskräfte in die Industrie, Zusammenlegung von Grundstücken und Zusammenschluß zur Selbsthilfeorganisation zu schaffen. Sicher

kommt dem kinderreichen Bauernstand angesichts der Behauptung der Südtiroler Volksgruppe gegen die italienische Unterwanderung nicht zu unterschätzende Bedeutung zu. Andererseits geben aber die steigenden Fremdarbeiterzahlen von Südtirolern im Ausland zu bedenken. Deren Eingliederung in den Wirtschaftsprozeß ist nur durch eine regional gestreute, spezialisierte, mittelbetriebliche Industrialisierung möglich. In diesem Zusammenhang vermißt man im Programm jeglichen Hinweis auf die Probleme der Obstwirtschaft. An Stelle des risikoreichen, mit Verderbnisgefahren behafteten Obsthandels bzw. Obstexports, wäre eine vermehrte gewerbliche und industrielle Obstverarbeitung bzw. -verarbeitung ein Weg, in ländlichen Gebieten kleine und mittlere Betriebe anzusiedeln.

So gibt das Programm eine Fülle von Anregungen und Vorschlägen. Wie erwähnt werden eine gedankliche Straffung der Programmpunkte und eine klarere Zielstrebigkeit der in der notwendigen Reihenfolge zu verwirklichenden Maßnahmen noch vermißt.

Prof. Dr. Clemens-August Andreae

## Glaube und Wissen

So wenig Fachmann ich auf dem Gebiete bin, das Kollege Schiechl in seinem Aufsatz „Vermittlung von Glaube und Wissen“ behandelt, so sehr scheinen mir seine Überlegungen eine aktuelle Herausforderung an die Vertreter der Einzelwissenschaften zu sein — denen eingestandenmaßen die Gefahr droht, in ihrer Einstellung zu den Grenzfragen zwischen empirischem Wissen und religiöser Überzeugung in simplifizierenden Denkformen zu erstarren — daß ich mir erlaube, einen Denkanstoß auf diesem Aufsatz weiterzuführen und zu präzisieren.

Es gehört heutzutage in gewissen Kreisen zum guten Ton, bei jeder passenden Gelegenheit hervorzuheben, zwischen Glaubensinhalten und wissenschaftlichen Erkenntnissen bestehe kein Widerspruch. Selten nimmt man sich jedoch die Mühe, das Verhältnis zwischen den zwei Wissensbereichen inhaltlich zu definieren. Vielfach begnügen sich die Autoren mit dem rein formalen Nachweis, daß es mehr als nur eine Erkenntnisquelle gäbe, deren Aussagen einander letztlich nie widersprechen können, wobei meist eine unklare Aufforderung an die Vertreter der Wissenschaft nicht fehlt, in ihrem Forschen nur zuversichtlich fortzufahren, da bestimmt nichts schief gehen könne. Andererseits fühlt sich, wie schon angedeutet, diese Richtung kaum bemüht, bei der Interpretation der Glaubensinhalte wissenschaftlichen Erkenntnissen voll Rechnung zu tragen. Fazit solcher Vorgangsweise: die alten Glaubensformen und -inhalte besitzen weiterhin absolute Geltung, die exakte Wissenschaft kann, wenn sie diesen Absolutheitsanspruch auch nur partiell in Frage stellt, in die Grenzen ihrer beschränkten Erkenntnismöglichkeit verwiesen und damit in Bezug zu den Glaubensinhalten neutralisiert werden. Schiechl weist auf die Gefahr einer „Konservierung des religiösen Traditionsgutes“ hin.

Schärfer allerdings kritisiert er das andere Extrem, die Verabsolutierung der Erkenntnisse der Einzelwissenschaften. Ich glaube zu Unrecht. Die Einzelwissenschaft ist ihrer Fragestellung nach auf einen Bereich der Erkenntnis angelegt, ist an sich wertneutral, beansprucht keinen missionarischen Auftrag und ist in ihrer Wirksamkeit nicht auf die Zustimmung oder Ablehnung durch eine soziologische Mehrheit angewiesen. Dieser Standpunkt wird von den Vertretern der Einzelwissenschaften meist als selbstverständlich eingenommen, ohne daß sie dies bei jeder Gelegenheit betonen zu müssen glauben.

Soll die fruchtlose Koexistenz von religiöser Überzeugung und wissenschaftlicher Erkenntnis über die bloß formale Anerkennung ihrer Widerspruchsfreiheit überwunden werden, dann muß als erste Forderung anerkannt werden, daß vorzüglich das religiöse Traditionsgut einer dauernden Korrektur und Neuinterpretation unterzogen werden muß. Die exakte d. h. mit den Methoden des Experimentes und der Mathematik arbeitende Wissenschaft erfüllt in einem befriedigenderem Ausmaß den Erkenntnisdrang des rational und sachlich eingestellten Menschen der Gegenwart als die autoritäre Vermittlung von mehr oder weniger okkulten Glaubensinhalten und ethischen Postulaten. Beanspruchen die Interpreten der Offenbarungswahrheit mehr zu bieten als das berühmte „Trostpflasterchen für jede Lebenslage“, dann werden sie die gestellte Forderung als berechtigt akzeptieren.

Eine andere Voraussetzung, die anerkannt werden muß, soll eine erfolversprechende und sinnvolle Synthese von Glauben und Wissen möglich sein, bildet die Tatsache, daß es mehrere unabhängige, spezifische Bereiche der Wirklichkeit gibt. Letztlich wird damit auch die Theologie in die durch ihre Methode und ihren Aussagenbereich gesetzten Grenzen verwiesen. Die Theologie (ebenso wie die Philosophie) hat die ausschließliche Zuständigkeit der Einzelwissenschaften innerhalb ihrer Bereiche anzuerkennen. Theoretisch wird diese Voraussetzung meist glatt anerkannt, tatsächlich hingegen setzt allzuoft auf Grund recht fragwürdiger Deduktionen ein Wettlauf ein nach der Zuständigkeitserklärung für die Lösung neuer Probleme. Nur so ist es zu erklären, daß es unzählige „katholische“ Bünde, „christliche“ Vereine usw. gibt, obgleich deren faktischen, spezifischen Intentionen auch ohne das Epitheton ornans realisiert werden können. Ich glaube gerade durch den Machtanspruch kirchlicher Institutionen in politischen, soziologischen und wirtschaftlichen Bereichen verliert der Glaube an Glaubwürdigkeit, da deren Repräsentanten sich nicht auf ihre Aufgabe, die „Sinnbestimmung des menschlichen Lebens“ (was Schiechl mit Recht als Zeugnis der „Lebendigkeit und Kraft“ des Glaubens ansieht) beschränken.

Erst unter den skizzierten Voraussetzungen — Bereitschaft zu ständiger Neuinterpretation der Glaubensinhalte und Anerkennung unabhängiger Wirklichkeitsbereiche — kann versucht werden, das Verhältnis von Glaube und Wissen faktisch zu

definieren. Es wird dann Aufgabe der Theologie sein, alle bisher als Glaubensinhalte vorgestellten Tatsachen, für welche die Einzelwissenschaften eine begründete Erklärung liefern, konsequent aus ihrem Dogmen- und Verhaltenskatalog zu eliminieren. Umgekehrt ist es Aufgabe der Wissenschaft, Glaubensinhalte als solche tatsächlich zu entlarven, so weit sie eben dem Aussagenbereich der Wissenschaft zugehören. Die „religiöse Substanz“ wird sich dann tatsächlich „verflüchtigen“, besser, es werden sich in weiten Bereichen als bisher zur „religiösen Substanz“ gehörig angesehene Aussagen als pseudoreligiöse erweisen. Gewiß wird der Gläubige von vielen liebgewordenen Vorstellungen und Einstellungen Abschied nehmen müssen, aber doch wohl nur um der intellektuellen Redlichkeit willen. Wenn sich „kulturelle Feste und Zeremonien als mythologische Reminiszenzen und als Entlastungsphänomene“ erweisen, wenn in den Fragen der Erziehung, der Familie, des öffentlichen Lebens, ja selbst in Bereichen des ethischen Verhaltens die Wissenschaft exakte Antworten zu bieten vermag, dann können noch so geistreiche religiöse Sentenzen — ob sie nun der Aussage der Wissenschaft widersprechen oder nicht — kaum ernst genommen werden. Gewiß gibt es Grenzbereiche der Wirklichkeit, in denen die Wissenschaft keine ausreichend fundierte, der Glaube eine meist pointierte Aussage machen, doch sind solche Grenzfragen seltener, als man schlechtthin annimmt, wirklich relevant und wenn, bedeutet es kein Unglück, daß ein Phänomen nicht auf einen Nenner gebracht werden kann. Wenn z. B. die Psychoanalyse behauptet, das Gottesbild des Einzelnen sei ein auf höhere Ebene projiziertes Abbild des Verhältnisses zum leiblichen Vater, dann ist damit weder ausgesagt, daß es keinen Gott gäbe, noch, daß das Verhältnis Mensch-Gott sich in der Aussage der Psychoanalyse erschöpfe. Es wird aber auch der Religion nur von Nutzen sein, die durch die Wissenschaft gebotene These gebührend zu berücksichtigen.

Dieser im Laufe der Geschichte immer weiter fortschreitende Prozeß der Reduktion von bisherigen Glaubens- auf Wissenschaft wird dann jeweils bis zu jener Grenze vorstoßen, an der die menschliche Erkenntnismöglichkeit endet, der menschliche Erkenntnisdrang jedoch noch nicht befriedigt ist. Erst jenseits und außerhalb dieser Grenzen gewinnt der Glaube das Recht, den Menschen anzurufen und vermag auf eine existentielle Bedeutung zu hoffen.

Gartner Luis

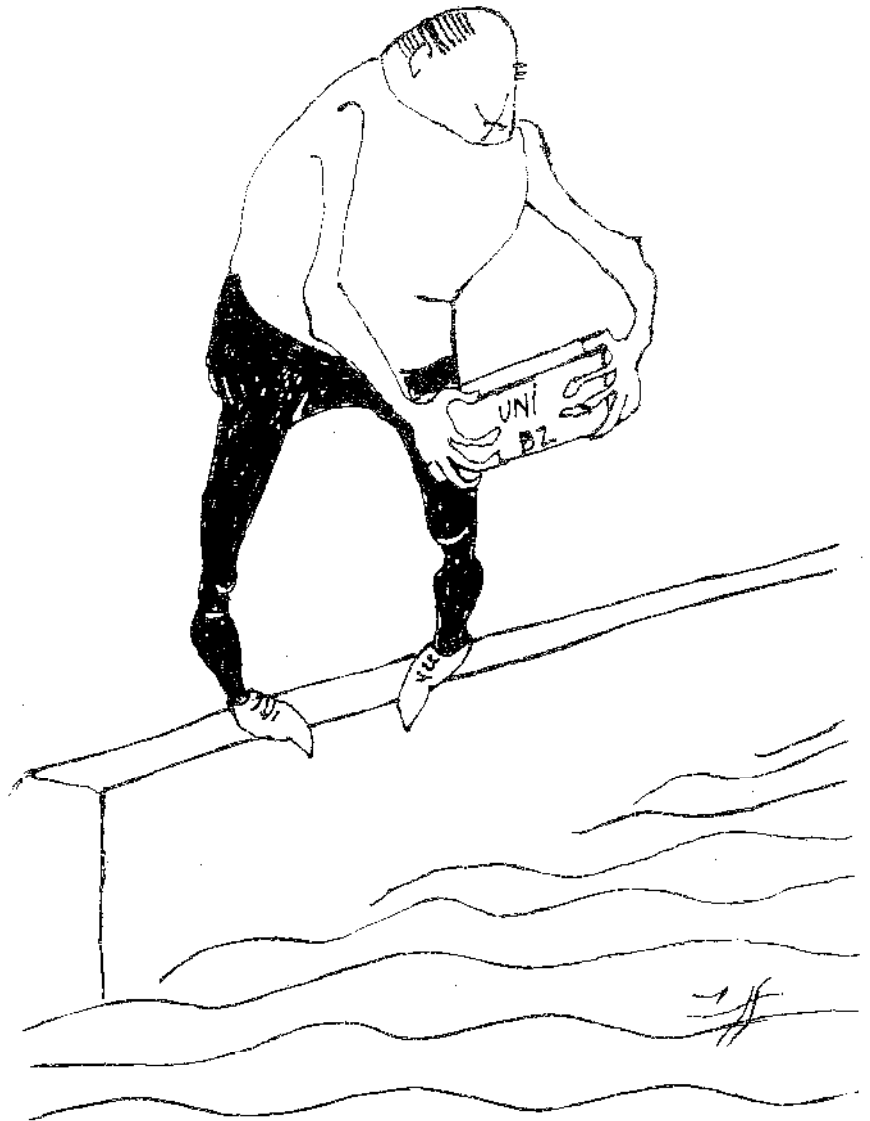
# Universität Bozen

Eine Kopie des Briefes an Dr. Toni Ebner wurde an die Redaktion des Skolasten gesandt.

Sehr geehrter Herr Direktor,

Die feierliche Eröffnung der Sommeruniversitätskurse der Universität Padua in Brixen durch den Unterstaatssekretär im Unterrichtsministerium in Gegenwart von hohen Regionalbehörden zeigt, daß die Aussprache in der SH über eine Universität im Lande, wenn nicht zu spät, so doch fast im letzten Augenblick abgehalten wurde. Der Standort steht übrigens schon fest, und zwar an dem für Südtiroler wohl zweckmäßigsten Ort. Es scheint heute so zu sein, daß die Universität entweder als Außenstelle der Universität Padua in Brixen entsteht, und das kann von Südtiroler Seite im besten Falle nur verhindert werden, oder sie wird in Trient ausgebaut, natürlich mit deutschen Vorlesungen. So käme also der alte Südtiroler Kulturraum gleichzeitig ins Schlepptau von Trient und Innsbruck, wobei zu bedenken ist, daß der studentische Brennpunkt leicht von italienischen Behörden unangenehm gemacht werden kann, nicht zuletzt dank der tatkräftigen Mithilfe von Herrn Burger und Genossen. Damit wäre der Fortbestand Südtirols als Kulturräger zumindest erschwert, und damit der Fortbestand der Volksgruppe. Denn Innsbruck ist doch hauptsächlich eine österreichische Universität, die unsere Besonderheiten im italienischen Staat nicht voll berücksichtigen kann, die also z. B. wohl schwerlich eine Fakultät für italienisches Recht gründen wird, während sich Trient, aller guter Wille vorausgesetzt, sich immerhin im italienischen Kulturraum befindet.

Die Eröffnungsvorträge der Regierungs- und Universitätsbehörden legen eine GeistesEinstellung dar, die wohl auch von Südtirolern ohne weiteres angenommen werden kann. Man versucht sogar, eine Zusammenarbeit mit der Universität Innsbruck herzustellen, was für Südtiroler wohl am notwendigsten wäre, um einen schädlichen Bruch mit der Vergangenheit zu vermeiden. Brixen, die alte Bischofsstadt, ist wohl auch schon seit langem die wichtigste Kulturstätte Südtirols und besitzt eine, wenn man sie so nennen will, theologische Fakultät. Vielleicht sollten doch alle am kulturellen Fortbestand interessierten Kräfte, also Landesregierung, kirchliche Obrigkeit, Kulturinstitut, Hochschülerschaft, usw., sich sofort zusam-



menschließen und mit sachlichen Vorschlägen an die Universität Padua herantreten, die danach abzielen, noch in diesem Jahr oder spätestens im nächsten, mit regelrechten Winterkursen eine Rechtsfakultät zu beginnen, die versuchsweise nach den von Dr. Christoph Pan gemachten Anregungen (deutsche, italienische und doppelsprachige Vorlesungen) in Zusam-

menarbeit mit der Innsbrucker Universität aufgebaut werden soll. Sollte Innsbruck nicht dazu beitragen zu können glauben, wende man sich an andere österreichische oder deutsche Universitäten, und lasse es die volle Verantwortung für sein Fernbleiben tragen.

Mit dem Ausdruck vorzüglichster Hochachtung,  
E. Stocker.

## Meraner Hochschulwochen

Wichtige Ereignisse hatten sich bei der Vollversammlung der SH 1965 angekündigt; man war sich einig, man könne nicht umhin... man war entschlossen, durchgreifende Änderungen herbeizuführen.

Von einigen Seiten wurde viel guter Wille bereitgestellt, von anderen beträchtlich weniger, doch jedenfalls schritt man zur Tat. Fazit: viel zerbrochenes Porzellan, noch mehr Verwirrung bei den Außenstehenden und... die Meraner Hochschulwochen haben sich noch nicht gemausert.

Ohne auf die verschiedenen grundsätzlichen und weniger grundsätzlichen Erklärungen, die leider häufigen persönlichen Angriffe (die weit mehr als alles andere bedenklich stimmen), die großen und kleinen Krisen, oder die forciert ironisierenden Kommentare des „Tagblattes der Südtiroler“ eingehen zu wollen, sei noch einmal der Stein des Anstoßes, an dem sich so viele Gemüter erhitzt haben, nämlich die weltanschauliche Ausrichtung der Meraner Hochschulwochen unter näheren Augenschein genommen.

Nun, nach einiger Ueberlegung und verschiedenen Unterhaltungen mit Südtiroler

Kollegen, bin ich zur Ueberzeugung gekommen, daß es nicht die ideologische Grundhaltung ist, die sich wie eine Bleikugel an das (ideelle) Bein der Meraner Hochschulwochen hängt und es ihr unmöglich macht, sich zu der von so vielen ersehnten Aktualität und Lebendigkeit emporzuschwingen, sondern das Konzept, aus dem heraus sie gestaltet sind. Die Grundidee nämlich, die den Hochschulwochen in Meran — und nicht nur dort — zugrunde liegt, ist, man kann es nicht leugnen, die des Studium generale, und dies, nachdem man sich nun wohl auch bei uns zur Einsicht durchgerungen hat, daß selbiges heute eine Illusion ist, nicht zuletzt aus dem einfachen Grunde, daß den meisten die Voraussetzungen fehlen, die neuen Erkenntnisse auf dem Gebiet der Naturwissenschaften, die das Weltbild heute wesentlich mitbestimmen, mitzuvollziehen. Andererseits sehe ich die Gefahr des bekanntlich Geist und Herz tötenden Spezialistentums, über das man allgemein beliebt, ein Wegeschrei zu erheben, gar nicht so groß, erweist es sich doch beinahe täglich aufs neue, daß sich die verschiedensten Disziplinen einander

nähern, ja, daß Wissenschaften und Künste, die bisher voneinander kaum Kenntnis genommen haben, neue Beziehungen zueinander entdecken. Man erlaube mir, ein Beispiel aus meinem Studienbereich anzuführen: für einen Komponisten ist es heute von viel wesentlicherer Bedeutung, wenigstens die Grundlagen der Akustik und der Psychoakustik zu kennen, als für seinen Kollegen vor, sagen wir, noch 30 Jahren, doch wird ihm offensichtlichweise einfach durch den Besuch von Physik- und Psychologievorlesungen wenig gedient sein. Es erscheint immer augenscheinlicher, daß die traditionelle Aufgliederung der Wissensgebiete nunmehr überholt ist.

Ich möchte vorausschicken, daß die folgenden Vorschläge als Anregungen gedacht sind, über die Schwierigkeiten der praktischen Durchführung bin ich mir durchaus im klaren.

Sollen die Meraner Hochschulwochen an Aktualität gewinnen, so halte ich eine fachliche Abgrenzung, die natürlich jedes Jahr neu zu ziehen wäre, für unumgänglich.

So begrüßenswert die Vorschläge des Kollegen Stuffer dem Inhalt nach sein mögen, so glaube ich doch nicht, daß sie auf längere Sicht aus der gegenwärtigen Krise herausführen könnten, ebenso seine sonst durchaus faszinierende Idee, durch gesteigerten social life Meran für zwei Wochen zu einer lie joyeuse zu machen.

Allgemein wird darüber geklagt, daß zu wenig Diskussion stattfindet, Kollege Stuffer bemängelt den Umstand, daß man das Gefühl habe, als Kulturkonsument angesehen zu werden. Nun, es scheint mir etwas zuviel verlangt, daß sich z. B. ein Sprachwissenschaftler, wenn er sich nicht zufällig aus persönlichem Interesse mit Wirtschaftsproblemen beschäftigt hat, an einer Diskussion nach einer Vorlesungsreihe über dieses Gebiet beteiligen soll. Andererseits scheint es wenig wünschenswert, die Vorträge auf ein Reader's Digest-Niveau zu drosseln, um auch dem Nichtfachmann Gelegenheit zu geben, mitzureden. Ebensovienig kann auch eine noch so konzentriert gehaltene Vortragsreihe in dem kurzen Zeitraum die nötigen Grundlagen vermitteln, die erwähnten Nichtfachmann in die Lage versetzen könnten,

an einer konstruktiven Diskussion teilzunehmen.

Eine gewisse fachliche Begrenzung der Hochschulwochen — Themen hingegen, wiewohl sie auf den ersten Blick eine Beschränkung darzustellen scheint, würde wesentlich neue Perspektiven eröffnen.

Freilich würden sich die Meraner Hochschulwochen dann an ein entsprechend weniger zahlreiches und von Jahr zu Jahr wechselndes Publikum wenden, das jedoch die Voraussetzungen mitbrächte, sich in den beiden Wochen wirklich neue Gesichtspunkte zu erarbeiten. Ich weiß, daß die Meraner Hochschulwochen nicht nur der Wissensvermittlung, wie sie auf der Universität gepflegt wird, dienen sollen. Da jedoch auch die Universitäten im großen und ganzen an der überliefernten Aufteilung der Wissensgebiete festhalten, wäre es für die Meraner Hochschulwochen vielleicht interessant, solche Problemkreise zum Thema zu wählen, in denen sich die verschiedenen Zweige berühren und ineinander übergreifen, z. B. Biologie und Technik, Literatur und Soziologie, u. ä.

Durch solche Themenwahl scheint mir, träte das weltanschauliche Moment nicht

so stark in den Vordergrund, vielmehr wäre die fachliche Qualifikation das Ausschlaggebende bei der Wahl der Vorträgen. Man wird mir entgegenhalten, daß auch bei solchen Themen das Weltanschauliche im Auge zu behalten sei, das stimmt, doch je mehr die Meraner Hochschulwochen an fachlichem Interesse gewinnen, um so mehr glaube ich, treten die meist leider unproduktiven Diskussionen um die ideologische Ausrichtung in den Hintergrund. Auch Kollege Zaron's Befürchtungen hinsichtlich ihm unerwünschter Gärtnerfertigkeiten wären dadurch weniger aktuell.

Zugleich ginge man der Erstarrung, die Veranstaltungen wie die Meraner Hochschulwochen häufig bedroht, aus dem Wege, und machte diese auch für Studierende außerhalb Südtirols interessant.

Es würde mich freuen, wenn durch meinen kurzen Beitrag das Gespräch um die Gestaltung der Meraner Hochschulwochen in andere, und meines Erachtens, konstruktivere Bahnen gelenkt, und ein modus procedendi gefunden würde, der dieses Gespräch ermöglicht.

Albert Mayer

## Das neue China

In Nr. 3/4, 11. Jhrg. der vorliegenden Zeitschrift hat T. Z. Chung einen Aufsatz über „Das neue China“ veröffentlicht. Die Redaktion hat zur Stellungnahme zu diesem Artikel aufgefordert. Dies soll in einigen Punkten, die vor allem philosophische Fragen betreffen, geschehen.

### 1. Die Verehrung für das klassische China

Zu Beginn seines Aufsatzes bringt Herr Chung die Behauptung, die Verehrung für das klassische China hätte in Europa etwas Museales an sich, etwas, das der Wirklichkeit nicht gerecht wird.

Hier müssen wohl zwei Dinge klar unterschieden werden: erstens die ein wenig lächerliche und antiquierte Vorliebe mancher Europäer für Chinoiserien, Porzellan, Zopf und Fächer, wie wir sie vor allem um die Jahrhundertwende in Europa beobachten, und zweitens die Wertschätzung der kulturellen Leistung Chinas, die eigentlich erst auf Grund jahrzehntelanger philologischer Gelehrtenarbeit möglich war — man denke an das Werk R. Wilhelms, Forkes, Legges u. a. m. Die Verehrung, die aus der Verbreitung der Uebersetzungen der chin. Klassiker, vor allem des Kung-tse folgte, hat durchaus nichts Museales an sich, sondern im Gegenteil hatten diese Gelehrten meist ein feines Gefühl dafür, daß der westlichen Philosophie ein bestimmter Mangel anhaftet, daß sie vor allem nicht jene praktische Wirkung hervorrufen konnte wie die chinesische, weil sie zu abstrakt, zu spekulativ war. Der Gedanke einer gelebten Philosophie, die nicht vom wirklichen Verhalten des Menschen getrennt ist, war eine der großen Anregungen aus dem Reich der Mitte. \*)

Gerade die typische Eigenart des chinesischen Denkens, das maßvolle auf der Erde-bleiben, die Naturverbundenheit auch noch der vergeistigten chin. Philosophie, des Chan, war eine wohlthuende Ergänzung sowohl zur himmelstrebenden Geistigkeit Indiens, wie auch gegenüber der spekulativen Höhe der deutschen Philosophie. Man denke nur an Tao hsin (580—651), den 4. Patriarchen des Chan und sein Verhältnis zur Arbeit. \*)

„Das moderne China und sein Niedergang seit der Jahrhundertwende begegnete dagegen Verachtung, bestenfalls herablassendem Mitleid“, schreibt Chung nach einem Zitat weiter. Diese Haltung des Abendländers ist wohl verständlich wie auch rational begründet. Daß das neue kommunistische China nicht mehr mit so

viel Bewunderung angesehen wird, liegt nicht daran, daß man dem Volk an sich, d. h. dem einzelnen Menschen nicht die zweifellos vorhandenen besseren Lebensbedingungen gönnt, sondern weil man die berechnete Befürchtung hegt, daß der kulturelle Strom Chinas nun endgültig versiegt. Marxistische Lehren aus China zu beziehen, das haben wir nicht notwendig, erstens war Marx ein Deutscher, zweitens haben wir in aller nächster Nähe die beste Möglichkeit die Auswirkung dieser Ideologie zu studieren.

Die Erfahrungen in den westlichen kommunistischen Ländern, in der UdSSR, den Ostblockstaaten, wie, in nächster Nähe, in der sowjetisch besetzten Zone Deutschlands, haben gezeigt, daß in dem Moment, wo es eine „offizielle Weltanschauung“ eines Staates gibt, die sogar mit Waffengewalt durchgesetzt wird, keine selbständige kulturelle Äußerung, kein spontanes schöpferisches Wirken mehr vorhanden ist. Daß dieses in China ebenso der Fall ist, läßt sich wohl nicht leugnen — man denke nur an die augenblicklich gerade laufende Säuberungswelle — und daß dieses vom Westen mit Bedauern festgestellt wird, darf nicht Wunder nehmen.

Es ist richtig, daß Gewaltanwendung in kulturellen und ideologischen Dingen in der Geschichte Chinas keine Seltenheit waren. Dennoch lassen sich weder das Edikt des Tsin-Kaisers Shih Huang-ti, noch die Verfolgung der Buddhisten unter den Tang-Kaisern Hsüan-tzung, Ming-huang (713—756) und Wu-tzung (841—847) in irgendeiner Weise mit der modernen Vernichtungsmaschinerie der Kommunisten vergleichen. Erstens waren die Bücherverbrennungen Shi Huang-tis nicht sehr wirksam <sup>2)</sup>, zweitens nicht von langer Dauer, denn als unter der Han-Dynastie das Verbot der klassischen Schriften aufgehoben wurde, kamen zahlreiche, bis dahin sorgfältig versteckte, Schriften wieder zum Vorschein. Die Verfolgung der Buddhisten unter den zwei angeführten Tang-Kaisern wurde ebenfalls jedesmal durch ihre Nachfolger wieder aufgehoben. Die Vernichtung von Schriften unter den Kommunisten war außerdem von ganz anderen Ausmaßen <sup>3)</sup>. Es kommt aber noch etwas anderes hinzu: „Viel wirksamer als die Vernichtung von Büchern ist die Zerstörung des Geistes, die Umerzierung der Persönlichkeit, die Gehirnwäsche an 10.000 den von Intellektuellen durch die große Reformbewegung, die im Mai 1954 begann. Die chinesische Schrift, der Kern und die Keimzelle des chin. Geistes, wurde

„vereinfacht“. Die Gedankenkontrolle wird durch diese Verstümmelung der Schrift um so einfacher gemacht worden sein, als es gar kein Instrument mehr geben wird, mit dem ein tiefer Gedanke, sollte er durch einen merkwürdigen Glückszufall doch hervorgebracht werden, ausgedrückt werden könnte. Sie wird so umfassend, so total, so erschöpfend sein, daß im Vergleich dazu die russischen Leistungen auf diesem Gebiet sich wie Kindereien ausnehmen werden.“ <sup>4)</sup>

Shi Huang-tis Edikt betraf erstens lediglich die konfuzianischen Schriften, den Taoisten dagegen war er wohlgesinnt, zweitens starb der Kaiser drei Jahre nach der Verordnung (21 v. d. Z.), und außerdem wurde es 70 Mitgliedern des Kollegs der Großen Gelehrten, Po-schi-kuan, ausdrücklich gestattet, ihre Exemplare der Klassiker zu behalten, etwas was im jetzigen China undenkbar wäre.

### 2. Chinesische Geisteshaltung und Christentum

Im weiteren berührt Herr Chung die Frage des Verhältnisses der chin. Mentalität und der christlich-abendländischen Metaphysik. Darauf soll noch kurz eingegangen werden.

Grundlegend für die Mentalität des Chinesen ist sein Verhältnis zur Natur. Von Anfang an fühlte sich der Chinese eins mit dem ganzen Kosmos, Himmel und Erde, tien und kun, waren die Grenzen seiner Welt, und neben dieser Welt, die die wirkliche war, gab es eigentlich keinen Platz mehr für ein Jenseits. Der Himmel, der oft auch als höchster Gott, als Schangti, verehrt wird, hatte einen ganz anderen Charakter als der christlich-jüdische Jehova. Vor allem unter dem Einfluß des eher skeptisch gesinnten Kung-tse behielt er seinen unpersönlichen Charakter. Daraus läßt sich schon ersehen, daß die chinesische Mentalität zur Aufnahme tief spiritueller Gedanken einfach nicht geeignet ist. Religion wird von ihnen soziologisch als ein Teil des Gesellschaftslebens betrachtet. Wie in jedem Bereich bestimmte Gesetze gelten, muß auch das Verhältnis zu den übersinnlichen Mächten geregelt sein. Der Mensch soll diese nicht leugnen und sie nicht beleidigen, lehrt schon Kung-tse, <sup>5)</sup> aber es ist nicht zweckmäßig sich allzuviel um sie zu kümmern. „Die Philosophen bekennen sich zu einem vollkommenen eher heitern als aggressiven Unglauben.“ <sup>6)</sup>

Auch ein so guter Kenner Chinas wie Graf Keyserling schreibt: „Dennoch kann ich jetzt vollkommen verstehen, daß die Missionare die Chinesen als irreligiös beurteilen: denn kirchlich religiös ist keiner, selbst unter den eifrigsten Reformern nicht; keiner scheint einer neuen Konfession zum Siege verhelfen zu wollen.“<sup>3)</sup> Es gibt auch keine organisierte Priesterschaft, die Gottheiten, die die Chinesen besitzen wie Kuanyin sind in keiner Weise transzendent, sie haben immer eine starke Verbindung zur Wirklichkeit.

„Mit Ausnahme von Mot-tzu gibt es im Altertum keinen chinesischen Philosophen, der daran dachte, die Sittenlehre auf göttliche Sanktionen zu begründen. Die Weisheitslehre der Chinesen ist eine unabhängige und durchaus menschliche Weisheitslehre. Die Vorstellung eines Gottes spielt in ihr überhaupt keine Rolle.“<sup>4)</sup> Metaphysische Entitäten sind dem Chinesen schon vorstellungsmäßig kaum zugänglich.

Deshalb sagt auch Tang Chün-i: „Die religiösen Beweggründe des chinesischen Volkes sind gesättigt vom Geist der gegenwärtigen Welt.“<sup>5)</sup>

Ein weiteres Moment ist die Tatsache, daß die Vorstellung einer absoluten Person eines göttlichen Ichs oder Selbstes der ganzen asiatischen Geisteshaltung zuwiderläuft, die im Gegenteil eher bemüht ist, die Individualität zurückzudrängen. Die ganze buddhistische Philosophie z. B. enthält den zentralen Gedanken, die Vorstellung eines empirischen Ichs zu beseitigen. Da der asiatische Mensch schon an und für sich ein weniger entwickeltes Ich-Bewußtsein hat, ist ihm auch aus diesem Grunde die Vorstellung einer absoluten Person sehr schwer zugänglich; aus diesem Grunde konnte auch allein auf asiatischem Boden die buddh. anatman-Lehre entstehen und sich verbreiten.

Den wesentlichen Unterschied aber der noch zwischen dem indischen und dem chinesischen Menschen besteht zeigt sich ganz deutlich in der Entwicklung des Chin. Buddhismus. Der Mahayana-Buddh., wie er etwa um die Zeitenwende in China langsam Fuß faßte, war ein hochmetaphysisches, kompliziertes System, das nie in dieser Form weitreichende Aufnahme in China gefunden hätte, wenn es sich nicht der chin. Mentalität entsprechend infolge seiner großen Toleranz und Anpassungsfähigkeit geändert hätte. Der chin. Buddhismus hat zwar in China seine Hauptaufgabe beibehalten, einen Heilsweg zur Erlösung für den Einzelnen darzustellen, doch ist sein metaphysischer Ueberbau sehr stark reduziert worden, dafür hat er vielleicht an Intellektualität an geistiger Akribie, an weiser Lebensironie gewonnen. Nur auf diese Weise konnte er überhaupt in China Fuß fassen. Man vergleiche einmal die gelehrten Abhandlungen Nagarjunas über den Begriff des Sunyata mit den wie ein Blitz niederfahrenden Antworten eines Chan-Meisters etwa Yüan-wu.<sup>11)</sup>

Aus all diesem folgt für das Christentum, daß es in der konventionellen Form für den chin. Menschen durchaus ungeeignet erscheint. Ein feines Gefühl für diese Verhältnisse hatten die Jesuiten, vor allem Matteo Ricci und seine Nachfolger, die den Versuch der Aufnahme der konfuzianischen Ethik in den christlichen Glauben gewagt hatten. Ricci, der der chin. Sprache und Schrift fließend mächtig war, schrieb sogar mehrere christlich-apologetische Werke für chinesische Leser.<sup>12)</sup> Der ganze Plan der Jesuiten wurde aber zunichte, als 1742 in der Bulle „Ex Ila“ das ganze chin. Ritual verurteilt wurde. Der Versuch den Himmelsgott, den Schang-ti mit dem christlichen Gott zu identifizieren, war in Rom auf Ablehnung gestoßen. Mit diesem Urteil war auch das Ende der Missionstätigkeit bald herbeigeführt.

Die Widerrufung des vatikanischen Entscheides am 8. Dezember 1939, in dem festgestellt wurde, daß Ahnenkult und

konfuzianisches Ritual mit dem katholischen Glauben vereinbar sei, kam 200 Jahre zu spät. Daß aber wegen ihrer Mentalität der Marxismus für die Chinesen besonders geeignet wäre, ist keine berechtigte Folgerung, wie im Folgenden gezeigt werden soll.

### 3. Chinesischer Geist und marxistische Ideologie

Es ist wohl ein Irrtum, zu glauben, die marxistische Ideologie sei keine Metaphysik, wie Herr Chung behauptet. Jeder Materialismus ist ebenso wie der Spiritualismus als ein monistischer Erklärungsversuch der Welt eine metaphysische Ideologie. Die Behauptung, daß unsere gesamte physische und Bewußtseinswelt auf Materie zurückführbar ist, ist einer empirischen Ueberprüfung ebenso unzugänglich, wie jene, daß die ganze Welt nur Geist sei. Die Behauptung, daß der Marxismus der wissenschaftlichen Weltauffassung besonders positiv gegenübersteht, gilt nur so lange, wie seine Ideologie nicht berührt wird. Anderenfalls steht er der Wissenschaft genau so feindlich gegenüber wie anderen gegensätzlichen Auffassungen. Die Auseinandersetzungen zwischen Parteideologen und Wissenschaftlern in der Sowjetunion zeigen dies besonders deutlich.

Daß der Materialismus in China Vögel hat, ist nicht zu leugnen. Neben Yang Tschu entwickelte vor allem Hsün-tse seine Lehre von dem Himmel als blind wirkender Naturkraft, womit er aber in ausdrücklichen Gegensatz zu Kung-tse und Meng-tse trat, die tien als eine Kraft sahen, welche das Schicksal des Menschen lenkt, und in Gegensatz zu Lao-tse, dessen Tao doch auch als etwas Wirkendes zu betrachten ist im gleichen Sinne. Am konsequentesten hat wohl Wang Tschung den Materialismus durchgeführt. Seine Auffassung kommt vielleicht der französischen Aufklärung am nächsten. Trotz dieser Beispiele kann man behaupten, daß der Materialismus in konsequenter Form in China keine bedeutende Rolle gespielt hat.

Die zwei großen geistigen Strömungen der alten chinesischen Gesellschaft stellen auch zugleich die zwei typischen chin. Geistesverfassungen dar. Der Taoismus kennzeichnet die geistige Spontaneität, das schöpferische unkonventionelle chin. Geistesleben, der Konfuzianismus sorgt dafür, daß das Geistesleben nicht allzusehr über die Ufer tritt, daß es in eine gewisse Form gegossen wird, die aber sicher von der taoistischen Seite als formal und schematisch empfunden worden ist. „Der Konfuzianismus... führt die Aufsicht über die für die Gesellschaft notwendigen Aufgabe, die originale Spontaneität des Lebens in die strengen Gesetze der Konvention zu zwingen.“<sup>13)</sup> „Die Aufgabe des Taoismus liegt nun darin, den unvermeidlichen Schaden dieser Art Ordnung wettzumachen und die originale Spontaneität nicht nur wieder herzustellen, sondern sie auch zu entwickeln, was mit dem Begriff tzu-jan oder Selbst-Sein ausgedrückt wird.“<sup>14)</sup> In diese beiden Strömungen des chin. Denkens, die die beiden Eigenarten der chin. Geistigkeit voll enthalten, hat sich in der Tangzeit der Buddhismus harmonisch eingegliedert. Die Aufnahme und Verwandlung dieser neuen Religion aus dem Westen ist ein Beispiel für die starke formende Kraft chin. Kultur.

Daraus geht wohl hervor, daß eine derart enge Doktrin wie der Diamat, erstens keineswegs — was das Philosophische angeht — der chin. Mentalität entspricht, noch als natürliche Entwicklung des alten chin. Geisteslebens angesehen werden kann. Vielmehr stellt sie einen Bruch mit der Tradition dar, wie er umstürzender gar nicht gedacht werden kann. Der bedeutende Sinologe M. Granet drückt dies sehr klar aus: „Ich unterstreiche also die Tatsache, daß die Chinesen sich nur widerwillig irgendeinem Zwang, und sei

es nur dem Zwang durch ein Dogma, unterwerfen und möchte den Geist der chinesischen Sitten einfach in die Formel: Weder Gott noch Gesetz zusammenfassen.“<sup>15)</sup> Um es also noch einmal ausdrücklich zu sagen: während der Marxismus seine Funktion an Stelle der alten sozialen Ordnung, die einfach versagt hat, mit gewisser Berechtigung einnimmt, stellt er in kultureller Hinsicht eine Katastrophe dar. Es bleibt nur zu hoffen, daß die alte Geistigkeit Chinas imstande ist, auch den Kommunismus zu überformen und umzugestalten, sodaß eine Erneuerung aus den alten Werten heraus möglich wird.

<sup>1)</sup> Kennzeichnend für diese Haltung ist das Prinzip der Goldenen Mitte: „Im Chinesischen lautet sie Chung Yung. Chung (wörtlich Zentrum oder Mitte), bezeichnet einen Zustand des Gleichgewichts „Ohne Neigung nach irgendeiner Seite und ohne Zuviel oder Zuwenig“ und weist „den rechten Weg, dem alle Menschen der Welt folgen sollten.“ Yung bedeutet normal oder unwandelbar und bezeichnet das permanente Prinzip, das innerhalb der Welt alles regiert.“ „Daraus ergibt sich, daß alles was ausgeglichen ist... mit dem permanenten Prinzip, wie es die Natur lehrt, übereinstimmt.“ F. T. Cheng: China das Werk des Konfuzius, Zürich 1949.

<sup>2)</sup> Vgl. hierzu Dumoulin: Zen Geschichte und Gestalt, Bern 1959.

<sup>3)</sup> Forke, A: Geschichte der alten chinesischen Philosophie Hamburg 1964 S. 5 f.

<sup>4)</sup> „In der Schanghaier Niederlassung allein wurden vom Jänner bis zum Dezember 1951 insgesamt 237 t für den Verkauf als Abfall eingestampft. In Hsiang-tan ließ die Provinzregierung von Hunan 17.000 Bücherkisten aus einer unschätzbaren Sammlung verbrennen. In Swatow wurden 300.000 Bände eingesammelt und unter freiem Himmel verbrannt, das Feuer brannte vom 22. bis zum 25. Mai 1953.“ (A. d. Riencourt: Die Seele Chinas, Hamburg 1962 S. 336).

<sup>5)</sup> A. d. Riencourt: a. a. O. S. 337.

<sup>6)</sup> Vgl. dazu folgendes Gespräch aus dem Lun-yü: Tsi Lu fragte über den Dienst der Geister. Der Meister sprach: „Wenn man noch nicht den Menschen dienen kann, wie soll man dann den Geistern dienen können? Tsi Lu fuhr fort: „Darf ich wagen, nach dem Wesen des Todes zu fragen?“ Der Meister sprach: „Wenn man noch nicht das Leben kennt, wie sollte man den Tod kennen?“ (Lun Yü XI, 11 übers. R. Wilhelm). „Fan Tschü fragte was Weisheit sei. Der Meister sprach: „Seiner Pflicht gegen die Menschen sich weihen, Geister und Götter ehren und sie ferne halten, das mag man Weisheit nennen.“ (Lun Yü, 20).

<sup>7)</sup> M. Granet: Das Chinesische Denken, München 1963 S. 319.

<sup>8)</sup> H. Graf Keyserling: Reisetagebuch eines Philosophen: Bd. II S. 540 Darmstadt 1922.

<sup>9)</sup> M. Granet a. a. O. S. 319 f.

<sup>10)</sup> Wing-Tsit-Chan: Religiöses Leben in China, München 1955 S. 143.

<sup>11)</sup> Vgl. Meister Yüan-wus Niederschrift von der smaragdnen Felswand. Bi-yen-tu. München 1960. (Übers. W. Gundert).

<sup>12)</sup> „In seinem bedeutendsten Buch Tien-chu Shih-i (Lehren des Herrn des Himmels) zitiert er ausgiebig chin. Klassiker und behandelt den Konfuzianismus mit großem Wohlwollen.“ (A. d. Riencourt a. a. O. S. 184).

<sup>13)</sup> Alan W. Watts: Zen-Buddhismus, Hamburg 1961 S. 28.

<sup>14)</sup> M. Granet a. a. O. S. 318.

## Aphoristisches

Er kam mit seinen Ideen nicht an: er hatte sie in der Zwischenzeit gewechselt.

Er hatte eine Überzeugungsgabe wie manche Hunde: ein Wurf, zehn Junge.

Grass einführen: warum sollten sich ein paar Interessierte nicht mit einer Modekrankheit anstecken, die bestimmt nicht der Verbreitung der Geschlechtskrankheit förderlich ist, da diesbezüglich kein „Katz und Maus“ gespielt wird.

Wenn erst über Reimmichl ein bißchen Grass gewachsen sein wird: dieses Gewächs gehört dann unter Naturschutz.

Eine Persönlichkeit ist, wer es sich leisten kann, persönlich zu werden.

Gesetzt den Fall, die Kultur hätte (inklusive Judas) 12 Apostel, dann glaubt die Kulturpolitik ihr mit ihren 14 Nothelfern in nichts nachzustehen.

Ausgewogenheit war schon immer der Vorteil jener, die nichts mehr zu wägen hatten.

Cum tacent, clamant, Cicero war die Ideenarmut fremd.

Wenn Kunst in die Knie geht, errichtet ihr die Kulturpolitik ein Denkmal.

Überschaut die Kultur alles, übersieht ihre Politik nichts.

Souffleure sind schon deswegen Humanisten, weil sie sich das Laut-Sprechen haben abgewöhnen müssen.

Die Kultur verhält sich zur Kulturpolitik wie die Zugvögel zu den unausgebrüteten, verlassenen Eiern.

Kultur ist: was man auf dem Herzen hat: ein Anliegen. Kulturpolitik: was von der Zunge geht: ein Programm.

Kulturpolitik hat mit Nicht-Aufkommenlassen nichts zu tun, weil Kulturpolitik eine geregelte Phalanx ist, in der schon alle und alles drinnen ist, wo man nur auf das Zeichen wartet, um — gegeneinander loszurennen.

Bildung für die Massen: ich bezweifle, ob dieser Ablativus absolutus so leicht zugänglich ist.

Kulturpolitik ist eine enharmonische Verwechslung von: „Arma virtumque cano...“ und: „Quo usque tandem abutere Catilina...“.

Kultur verhält sich zur Kulturpolitik wie ein Gauß zu einem Schaukeipferd. Aber benedenswerte Gäule gibt es leider immer nur anderswo.

Volkskultur ist das jederzeit der Subvention bedürftige undefinierbare Etwas, das erst dann den Eindruck von Kultur erweckt, wenn es restauriert, beziehungsweise verschönert worden ist und wieder unters Volk gebracht werden kann.

Kulturpolitik ist das sich Reißen um die Limonade, wo man besser Milch trinken sollte.

Wenn Kultur ein Besen ist, der kehrt, ist Kulturpolitik ein Wedel, der Staub aufwirbelt.

Am 27. Juli vor 15 Jahren ist Eduard Thöny gestorben. 15 Jahre sind eine lange und eine kurze Zeit. Je nachdem. Kurz, um nur zu vergessen; lang genug, um ein kurzes Gedächtnis nicht zu strapazieren.

Fast vergebens wirst du in Tirol danach fragen, wer Eduard Thöny war, wenn du nicht gerade zufällig (Zufälle sind seltener als gewünscht) auf seine, 1957 erschienene Monographie stößt, oder über die Ausstellung in Innsbruck, die zur Zeit zu sehen ist, etwas in der Zeitung gelesen hast. Wer Thöny ist, darüber freilich scheinen sich die allerwenigsten Gedanken zu machen.

Südtirol ist reich an Totivtafeln, Meriteln, und was sonst noch nach Amerika, oder dorthin, wo gerade gut bezahlt wird, exportiert wird. Wir wissen alle, wer Reimmichl ist (wer er nicht ist, wissen wir nicht), wer Bachlechner ist, und was sich ober und unter dem Kofel abspielt. Es gibt Leute, die halten es deswegen immer nur mit Michael Pacher und Troger, weil man sich bei ihnen nie versprechen kann. Und wenn sie sich weiter herauf gegen unsere Zeit wagen, verlieren sie durchaus nicht die Rede- und Schreibgabe, sondern wechseln zur Vorsicht, um niemandem nahe zu treten, einfach Methode und sind keine wertenden, sondern positivistisch feststellende Beobachter. Nachdem man aber in einem kleinen Land, wie es Südtirol ist, auf keinen „Künstler“ verzichten kann, muß man sie alle mitnehmen, und am besten über die einen nicht zu viel und über die anderen nicht zu wenig sagen.

Eduard  
Thöny



Es wäre längst an der Zeit, in allen offiziellen und inoffiziellen Abhandlungen über die Kunst Südtirols, den Namen Thöny nicht mehr wegzulassen, selbst auf die Gefahr hin, aus „Raumgründen“ einen anderen aufzuschieben zu müssen. Die Zeit, die versprechen muß, damit echte Künstler bekannt und ihre Werke den Nachkommen ins Bewußtsein gebracht werden, müßte langsam verstrichen sein, abgesehen von der Zeit, die ein Künstler braucht, um in seiner Heimat bekannt zu werden.

### Thöni -- Thöny

Man kann darüber streiten, welcher Name der richtige, beziehungsweise, welcher der bodenständigere ist. Erinnerst du dich — i — zwar nur an ein kleines Tal, das über die Laaser Höhe nicht recht hinaus will, scheint da — y — den Lokalpatriotismus in seiner ganzen graphisch und geographisch vorgezeichneten Struktur zu gestatten. Und trotzdem ist es eine Tatsache, daß Thöny nicht im Vintschgau, sondern in Brixen geboren wurde. Und das ist gut. Denn bei einem Streit, wo diesem Künstler ein Denkmal errichtet werden könnte, ob in Brixen, oder zwischen der Churburg und Marienberg, würde sich vielleicht ein sich freuender dritter, etwa aus der Münchener Gegend, finden.

Der Prospekt zur hervorragenden Ausstellung in der Galerie im Taxispalais in Innsbruck, die 58 Werke zeigt, und die die erste Ausstellung in Tirol ist, führt folgende Lebensdaten Thönys an: „Am 9. Februar 1866 in Brixen geboren als Sohn des Holzbildhauers Christian Thöny aus St. Valentin auf der Heide und der Marianna geb. Lechner aus Laatsch im Vintschgau. 1873 übersiedelt die Familie nach München. Nach der Realschule und kurzem Besuch der Zeichenschule Gräf studiert Eduard Thöny neun Jahre lang auf der Münchener Kunstakademie bei den Professoren Gabriel von Hackl, Löffitz und Franz von Defregger. 1890 erstes öffentliches Hervortreten mit einem Plakat für die Münchener Salvatorbrauerei. Seit 1894 Mitarbeit an der „Berliner Modenwelt“ und den „Münchener humoristischen Blättern“. Während der Akademiezeit Studienreisen nach Paris und London. In Paris Studium bei dem französischen Schlachtenmaler Edouard Detaille. Zusammen mit Prof. Louis Braun Arbeit an verschiedenen Schlachtenpanoramen. 1896 Beginn der Mitarbeit am neugegründeten „Simplicissimus“ Albert Langens. 1904 unternimmt Thöny eine dreimonatige Radtour mit Ludwig Thoma und Rudolf Wilke nach Nordafrika. 1908 läßt er sich in Holzhausen am Ammersee nieder. Im ersten Weltkrieg arbeitet er als Kriegsmaler hauptsächlich in den Vogesen, in Galizien und in Südtirol. Im März 1944 brennt Thönys Haus am Ammersee bis auf die Grundmauern nieder. Die meisten seiner Zeichnungen und alle Ölbilder werden ein Raub der Flammen. Im September 1944 erscheint die letzte Nummer des Simplissimus. Eduard Thöny hat 48 Jahre an der Zeitschrift mitgearbeitet. In dieser Zeit sind mehr als 2500 seiner Blätter dort erschienen. Im Herbst 1949 letzte Reise nach Südtirol. Eduard Thöny stirbt am 27. Juli 1950 in Holzhausen.“

Seine Zeichnungen und Bilder befinden sich im Besitz der Städtischen Galerie München, des historischen Stadtmuseums München, der graphischen Sammlung der neuen Pinakothek, des Kupferstichkabinetts in Dresden, der Nationalgalerie Berlin, der Tate Gallery in London und vieler öffentlicher und privater Sammlungen in aller Welt. Er war Mitglied der Münchner Secession und Ehrenmitglied der Berliner Secession und der Akademie der bildenden Künste in München. Für seine künstlerische Arbeit wurde ihm die Goethe-Medaille verliehen.“

Diese seine Station beim „Simplicissimus“ weist ihn eindeutig als Kritiker aus. Voraussetzung der Gesellschaftskritik ist das Verstehen eines gesellschaftlichen Zustandes mit bestimmten Idealen, mit Bindungen des Individuums und Ueberlieferung einer

allgemeingültigen Satzung. Dies ist ein erstes Moment für den Kritiker. Ein zweites, die eigentliche Berufung und Aufgabe des Kritikers als Künstler ist der Drang, gegebene Tatsachen nicht nur zu verstehen, sondern sie durch seinen konstruktiven Willen zu ändern, zu verbessern. Der Künstler erreicht dies nicht allein durch sein Handwerk, sondern durch seine geistige Schau, seine Vision. Deswegen wächst er aber auch um so enger mit seinen Zeitgenossen, mit der Welt seiner Zeit (die immer in einer anderen und von einer anderen lebt) zusammen. Ein Strich von ihm ist entweder ein Notschrei, eine Strafe, ein Lächeln, oder eine entlarvte Phrase. Die Bewegungen aus seiner Hand sind Eingriffe in das „Scelenleben“ seiner Zeit.

Selbst auf die Gefahr hin, bezichtigt, oder mißachtet zu werden, zieht er Strich um Strich, Ermahnung um Ermahnung, und wenn seine Resultate auch „nur“ gutmütig sind, so sind sie immerhin auch deutlich genug. Sein subjektiv wertender Maßstab, setzt umso mehr die Kenntnis des Menschen voraus. Selbst bei größter „Uebertreibung“ stimmt die Anatomie des Menschen, eine Anatomie, die das Innere nach außen kehren will. Es ist immer der Geist, der alles „verkehrt“, um es zu bekehren.

Kultur heißt, aus dem Dunkeln schaffen, etwas ans Tageslicht bringen. Kultur heißt, dort etwas zu sehen, wo nur die wenigsten etwas vermuten. Kultur heißt aber auch die Schwellen in andere, ungewohnte Bahnen zu lenken. Das Gegebene nicht hinzunehmen wie es ist, sondern es so zu verändern, daß hinter den Linien die eigentliche Sicht deutlich wird. Die Uebertreibung ist jener Ort, wo der Zweifel Reaktionen des Geistes auslöst, die auf das Sich-Besinnen verweisen. Das Pferd zeichnen und die apokalyptischen Reiter meinen: die Transzendenz.



Und hier gehört alles her, was vom Humor, in allen seinen Schattierungen, bis zur Satire reicht, eine Atmosphäre also, die die elementarste des Lebens ist, weil sie die menschlichste ist. Es ist eine Atmosphäre, der wir in analoger Weise beim Wiener Peter Altenberg, und bei Toulouse Lautrec begegnen. Das wahrhaft Geistige spielt sich nicht im Stoff ab, sondern in der Ahnung, der Erregung, der Empfindung. Der Zeichner benützt seinen Stoff nur, um das Zeichen dahinter zu verstehen, zu verdeutlichen.

All dies finden wir bei Thöny. Die Zeitlosigkeit seiner Werke ist nicht nur deswegen gegeben, weil er eine Typenlehre, eine Sittengeschichte seiner Zeit gezeichnet hat und somit seine Zeit in die Zeitgeschichte eingeordnet hat, sondern weil er mutatis mutandis auch unsere Zeit meint. Für den preußischen Loulmant gibt es längst wieder einen analogen Typus. Und Militarismus ist ein Ausdruck für weil schlimmere Uebel.

Paul Flora hat in einer von der „Presse“ veranstalteten Umfrage unter bekannten Persönlichkeiten über die Schlacht bei Königgrätz unter anderem geschrieben: „Ich möchte auch die scheinbar ungeeignete Gelegenheit benützen, um meinem Lokalpatriotismus nachzugeben, also vom oberen Vintschgau zu reden. Im Jahr von Königgrätz brachte dieser edle Landstrich Eduard Thöny hervor, den großen „Simplicissimus“-Zeichner. Er war mit Recht seinerzeit Europas berühmtester und auch bester Militärzeichner, und sein häufigstes Opfer war der preußische Offizier. Er war eine sehr subtile und lebenswürdige Rache Österreichs für Königgrätz.“

Einer solchen Einstufung des Künstlers Thöny ist nichts hinzuzufügen.

Leonhard Paulmichl



## GESPRÄCH ZWISCHEN WELTANSCHAUUNGEN

In den Jahren nach 1950 begann sich in Europa immer mehr das Bedürfnis abzuzeichnen, ein Gespräch zwischen dem Kommunismus und dem Christentum anzubahnen. In den letzten Jahren wurde der Ruf nach „Dialog“ besonders in Italien und Frankreich (wegen ihrer religiös-politischen Lage) immer wieder erhoben, doch auch im deutschen Sprachraum griff man das Problem an (darunter mit zwei Tagungen, in Salzburg und am Chiemsee). In Italien wird Florenz als das Zentrum dieser Bewegung angesehen, doch spürt man dieselbe Tendenz auch in vielen anderen Städten.

Da ich glaube, daß diese Frage eine der wichtigsten in unserer Zeit- und Weltlage ist, möchte ich versuchen, mir einige Gedanken zum Problem zu machen.

### Wer sind die Partner?

Eben hieß es „Gespräch zwischen Kommunismus und Christentum“. Diese Formulierung hat den Vorwurf hinzunehmen, daß auf der einen Seite eine politische Macht steht, auf der anderen dagegen eine Religion, also ungleiche Partner. Darum möchte ich lieber insoweit präzisieren, daß auf der einen Seite die marxistische Weltanschauung stehen mag (darum kann sie auch den marxistischen Sozialismus einbegreifen) und auf der anderen die christliche Religion, zwar ausgedrückt in der Kirche, aber nicht nur in ihren institutionellen Formen zu nehmen. Also wird sich konkret der Dialog zwischen Christen und Marxisten (meist Kommunisten) abspielen. Warum soll nun diesem Dialog eine besondere Bedeutung zukommen?

Es ist wohl kaum zu bestreiten, daß diesen beiden geistigen Kräften (ich möchte sie nicht beide als Ideologien bezeichnen) heute eine absolut vorherrschende Rolle in der Auseinandersetzung um das Welt- und Menschenbild zukommt, sowohl wegen der großen Anzahl ihrer Anhänger, als auch wegen ihrer inneren geistigen Durchbruchskraft. Die anderen Weltanschauungen stehen heute nicht auf ebenso vorgeschobenen Posten, andere politische Kräfte hingegen berührt unsere Überlegenheit gar nicht (Liberalismus also ist keine Weltanschauung, darum soll hier nicht darüber gesprochen werden). Marxismus und Christentum hingegen stellen ganzheitliche Ansprüche an den Menschen, müssen sich also notwendig auseinandersetzen oder auch gegeneinander kämpfen. Hier soll untersucht werden, welche Haltung vorzuziehen ist (ich erhebe keinerlei Anspruch auf irgendwelche offizielle Rücken- deckung, lege also persönliche Gedanken dar).

totalitäre Systeme auf politischer Ebene sind immer und überall gegen jeden Dialog, ganzheitliche und exklusive Weltanschauungen (wie zum Beispiel das Christentum) aber müssen nicht notwendig dagegen sein, wenn sie es auch historisch oft waren. Wir kennen das Instrumentarium, mit dem jede der beiden Ebenen auf unerwünschte Vorstöße reagierte: Verfolgung, Gefängnis, Verbannung, politischer und moralischer Druck, Exkommunikation usw. Heute scheint in manchen Lagern diese Phase überwunden, beim politisch organisierten Kommunismus jedenfalls noch nicht, bei der Kirche hingegen weitgehend schon.

Gegner eines solchen Gespräches behaupten immer wieder, daß Dialog unmöglich ist, da völlige Unvereinbarkeit besteht, daß jeweils der eine oder andere Teil böse Nebenabsichten hat, daß Dialog den Gegner fördern würde, daß Dialog Nachgeben bedeutet.

Ich möchte dagegen behaupten, daß heute der Dialog zwischen Marxismus und Christentum möglich, nützlich und sogar notwendig ist.

Dies wird nun zu beweisen sein.

### Was heißt Dialog?

Für mich heißt Dialog Begegnung und Aussprache, bei der jeder der Partner fest wissen muß, wo er steht, aber in echter Öffnung (die für mich Liebe bedeutet) bereit ist, den Gegner anzuhören, ihn zu begreifen versucht und in echter geistiger Ehrlichkeit schließlich zu seiner erhärteten Überzeugung kommt: diese neugewonnene Überzeugung kann dieselbe wie vorher sein, kann aber auch in manchem oder in allem — dank der Auseinandersetzung — vorändert sein. Voraussetzungen für jeden Dialog sind innerlich starke Gesprächspartner, guter Wille, gemeinsame Verständigungsmöglichkeit (also auch Klärung der Begriffe). Dazu muß das Feld von allen unnötigen Dogmatismen geräumt werden und sich auf das Wesentliche konzentrieren, klarstellen, welche Punkte einerseits und andererseits unverzichtbar scheinen und in welchen hingegen Änderungen möglich sein könnten. Beiderseits müssen in größter Demut und Ehrlichkeit etwaige Bekehrungsabsichten zurückgestellt werden, denn es muß gemeinsame Suche nach der Wahrheit werden. Bezüglich der Methode scheint es mir wesentlich, vor allem die strittigen Punkte klar herauszuarbeiten, damit man überhaupt weiß, worum die Auseinandersetzung letztlich geht.

In Anwendung dieser methodologischen Voraussetzungen scheint es mir wichtig zu klären, daß Religion und Ideologie einerseits, Kultur, Politik und Wirtschaft andererseits nicht dasselbe sind, wenn sie auch im Falle „ganzheitlicher“ Weltanschauungen irgendwie voneinander abhängen (der Zusammenhang findet sich in der Ethik).

Außerdem ist es in unserem Falle besonders wichtig, zwischen einer theoretisch-philosophischen Dimension und einer praktisch-geschichtlichen zu unterscheiden: das dient nicht nur der Klärung der Voraussetzungen, sondern vermeidet auch, daß man sich mit Scheinargumenten aufhält (Beispiel: bei der Diskussion um die Freiheit im Grundsätzlichen kann weder Galilei noch die Ungarnrevolution einen letztlich schlagenden Beweis liefern).

### Auf welcher Ebene?

Oft herrscht große Verwirrung (die manchmal gewollt ist) bezüglich der Ebenen, auf denen sich soich ein Dialog abspielen oder nicht abspielen soll. Darum halte ich es für günstig, dieses Feld wiederum abzugrenzen.

Untersuchen wir zuerst die politische Ebene, die meistens als erste und unmittelbarste herangezogen wird. Hier möchte ich aber entschieden bemerken, daß es sich dabei nur um eine Frage der Staatskunst, des Gemeinwohles und der politischen Opportunität handeln kann. Also muß diese Frage politisch beantwortet werden, wenn sich die Antwort auch nicht gänzlich vom Weltanschaulichen trennen läßt (auch politische Zusammenarbeit darf nicht gänzlich von letzter, ideologischer Zielsetzung absehen, obwohl hier vielleicht nach Aufgabenbereichen — etwa Regierungen, Landes- oder Gemeindeverwaltungen, usw. — zu unterscheiden wäre). Ich lehne einen reinen Pragmatismus in der Beantwortung dieser Frage ab, halte aber die Möglichkeit einer gewissen praktischen Zusammenarbeit (je nach den Umständen) grundsätzlich jedenfalls für nicht ausgeschlossen. Es sei darauf hingewiesen, daß es positive und negative Beispiele gibt. Im letzten aber ist es nicht diese Frage, auf die ich Antwort geben will, da eine Antwort hier nur politisch möglich ist (es ist klar, daß Politik nur ethisch denkbar ist).

Leichter läßt sich die Frage nach dem kulturellen Dialog beantworten: hier halte ich die bejahende Antwort für selbstverständlich, da eine echte Kultur ohne Begegnung und Auseinandersetzung undenkbar ist. Die gemeinsame Sache nach den menschlichen Werten, Kontroverse und Vergleich, Diskussion über strittige, neutrale und gemeinsame Punkte (die sich auf allen Ebenen finden lassen) ist fruchtbar und begrüßenswert. Christen und Marxisten sind der Menschheit verpflichtet, ihre im tiefsten Sinn kulturelle Leistung kann menschliche Begegnung und Verständigung fördern.

### Weltanschaulicher Dialog

Auf politischer Ebene — wo der Dialog so oft gefordert wird — läßt sich unter Umständen noch die Möglichkeit eines



Komprommissen sehen, auf weltanschaulicher Ebene sicher nicht. Entbindet uns das von der Verpflichtung, auch hier ein Gespräch zu suchen? Ich sage nein. Im Gegenteil, dies ist die wichtigste Ebene für die Menschheit unserer Zeit, sie spielt auch in die anderen mit hinein, wenn sie auch im Wesen anders und verschieden ist. Außerdem scheint der weltanschauliche Dialog oft leichter, doch mag dies der irrigen Ansicht entspringen, daß dieses Gespräch weniger schwerwiegende Folgen zeitigt als das politische etwa. Wer so denkt, verkennt wohl die schöpferische Kraft geistiger Impulse.

Zuerst möchte ich die Frage von der Seite des Marxismus untersuchen: heute ist vielfach schon der ideologische Charakter des Marxismus in Frage gestellt, oft stellt er sich nur mehr als politisches Programm, als eine Methode, zur neuen Gesellschaft zu finden, womit sich nicht mehr die Notwendigkeit ergibt, auf letzte Fragen zu antworten. Diese Erscheinung kann m. E. schon nicht mehr als Marxismus bezeichnet werden, bestenfalls noch als Kommunismus oder überhaupt nur mehr als Sozialismus oder Sozialdemokratie. Wenn die Entideologisierung so weit ist, kann wohl von weltanschaulichem Dialog nicht mehr gesprochen werden, nur mehr von politischem (iuxta propria principia).

Wo hingegen der ideologische Charakter des Marxismus erhalten bleibt, stellt er natürlich Ansprüche, die jeder Religion diametral entgegengesetzt sein müssen. In diesem Falle wird die Begegnung mit Christen äußerst schwierig, Zusammenarbeit oft unmöglich, weil die Zielsetzungen durchaus verschieden sind, und der Dialog wird eher den Charakter des Streitgesprächs haben (da beide Seiten dieselben „Gebiete“ beanspruchen, z. B. Atheismus, „Messianismus“, Materialismus usw.) Der Marxist wird die Frage nach dem Dialog nach seiner Opportunität beantworten. Im praktischen Feld kann die Begegnung im gemeinsamen Einsatz für eine bessere, gerechtere Gesellschaft sein, in der Förderung des Friedens, usw. Die ethischen Motive des Marxismus können dabei einerseits befruchtend und anspornend wirken, andererseits selbst wichtigen Austausch und Anregung erfahren. — Theoretisch ist zu sagen, daß die marxistische Weltanschauung als solche in sich auf Dialog auch verzichten könnte, in der Praxis das Gespräch aber häufig sucht.

#### Auf christlicher Seite

Anders sieht es auf christlicher Seite aus. Vor allem ist die Kirche „weltanschaulich“ festgelegt (in weitestem Sinne zu verstehen, man denke an Konzil, „Dogmen-Evolution“, kerygmatische Theologie usw.), und hat also Unverzichtbares zu hüten, während der Kommunismus — wie die Praxis gezeigt hat — ideologische Motive auch zugunsten des politischen Einsatzes zurückzustellen weiß. Ferner hat das Christentum den wesentlichen Auftrag, die frohe Botschaft zu verkünden und Zeugnis für Christus (und also übernatürliche Wahrheiten) zu geben, der nicht verraten werden darf, ist aber an keine zeitlich-politischen Formen gebunden (und also von dieser Seite her „freier“ als der Marxismus). Der Dialog des Christentums (und der Kirche) darf überdies nicht mit politischen Systemen geführt werden (schlechte Erfahrungen haben in der Kirche diese Einsicht bestärkt), sondern ist geistige Auseinandersetzung.

Was spricht also für den Dialog Christentum-Marxismus? Vor allem der Wert jeder Begegnung in sich, der Verständigung von Mensch zu Mensch (für den Christen ein Auftrag der Liebe) und der gegenseitigen Bereicherung, die auch zwischen Christen und Marxisten ständig stattfinden kann und stattfindet. Wesentlich für die Notwendigkeit des Dialogs scheint mir aber die Sendung der Kirche, die ja zu allen geschickt ist und allen Menschen die Heilsbotschaft schuldig ist. Darum kann sich die Kirche diesem Gespräch gar nicht entziehen

und also auch den Partner immer besser kennen und verstehen lernen. Schließlich mag auch noch die Erwägung mit in Betracht gezogen werden, daß sich zwischen Christentum und Kommunismus immerhin einige Berührungspunkte finden lassen, so das Streben nach Gerechtigkeit, Frieden, die Vorliebe für die Armen und Unterdrückten, usw. Damit scheint mir klar, daß für das Christentum dieser Dialog nicht nur opportun (dieses Motiv dürfte es für den Christen gar nicht geben), sondern notwendig ist, umso mehr als ein großer Teil der Menschheit sich heute im guten Glauben zum Marxismus oder Kommunismus bekennt.

#### Die Lage heute

Aus der gegenwärtigen Zeitlage ergeben sich außerdem für beide Seiten Gründe zur Begegnung: die Notwendigkeit des Zusammenlebens (Koexistenz), die gemeinsamen Bemühungen zur Erhaltung des Friedens und zur Erschließung neuer Lebensmöglichkeiten, die Menschheitsfamilie in ihrer Ganzheit, die immer mehr miteinander lebt und in ihren Gliedern immer mehr gegenseitige Abhängigkeit aufweist. Schließlich bietet unsere Zeit durch den herrschenden Pluralismus die beste und fruchtbarste Gelegenheit zu menschlicher Begegnung auf allen Ebenen. Daraus ergibt sich eine moralische Verpflichtung für Marxisten und Christen. Natürlich ist gegenseitiges Vertrauen erforderlich, wenn echter Dialog zustandekommen soll.

#### Hindernisse

Ich will mir nicht verbergen, daß es immer noch große Hindernisse zu einer Begegnung gibt: vor allem ist da einerseits die gegenwärtige Erscheinungsform des Marxismus-Kommunismus in den östlichen Staaten zu nennen, und andererseits viele Gegner unter den Christen, die es noch nicht gelernt haben, das Christentum in der pluralistischen Gesellschaft und in seiner konziliären Neuabstimmung zu sehen und zu leben. Trotzdem scheint mir, daß auch positive Anzeichen zu vermerken sind, so die Entwicklung, die die marxistische Weltanschauung in den nichtkommunistischen Ländern — besonders in Italien und Frankreich — durchmacht. Beiderseits haben sich jedenfalls in den letzten 10 bis 15 Jahren die Bedingungen für eine Begegnung im Dialog wesentlich gebessert.

#### Die Frage nach dem Inhalt des Dialogs

Bis jetzt sprach ich von Dialog; nun stellt sich natürlich die Frage, worüber eigentlich gesprochen werden soll. Hier möchte ich klarstellen, daß ich in diesem Artikel nur die äußeren Bedingungen und Voraussetzungen für einen Dialog untersuchen wollte.

Was die Inhalte anbelangt, muß in ehrlichem Gespräch Punkt für Punkt der umstrittenen Probleme angegangen werden, so z. B. die Frage nach der Freiheit, dem Individuum, dem Atheismus, der Bindung der Kirche an bestimmte politische Systeme oder nicht, des Kapitalismus, der ethisch zulässigen Wirtschaftsformen, des Welt- und Menschenbildes, des Materialismus, der Religion, des Eigentums, usw. Bestimmt wird es hier oft scheinbar unvereinbare Standpunkte geben, doch glaube ich eben gerade darin an den Wert der menschlichen Begegnung und Auseinandersetzung. Nur in der offenen Aussprache kann Klärung erreicht werden, die entweder zu einer Annäherung der Standpunkte führen kann oder zumindest feststellt, wo die trennenden Punkte liegen.

Daß dieser Dialog notwendig und möglich ist, habe ich oben behauptet. Nach dieser Untersuchung glaube ich auch behaupten zu können, daß die Bedingungen, Voraussetzungen und Möglichkeiten vorliegen, die es erlauben, einen ethischen Imperativ für Christen und Marxisten zu verwirklichen.

Quod erat demonstrandum.

Alexander Langer (Florenz)

## INTERVIEW MIT DR. TONI EBNER

WIR DANKEN HERRN DR. TONI EBNER DAFÜR, DASS ER UNS DIE FRAGEN BEANTWORTETE, DIE WIR IHM ANFANGS APRIL VORLEGTEN. WIR HABEN SIE INZWISCHEN NUR GERINGFÜGIG ABGEÄNDERT. DAS INTERVIEW WURDE SCHRIFTLICH GEWÄHRT. (DIE REDAKTION)

Als Direktor der einzigen Tageszeitung der Südtiroler üben Sie, Herr Dr. Ebner, eine wichtige Funktion im Hinblick auf die Meinungsbildung in unserem Lande aus. Wir stellen fest, daß Sie den Versuchen der Linken, die Südtiroler Volksgruppenvertretung, d. h. die SVP zu spalten, von jeher ablehnend gegenüberstanden. Welche neuen Gesichtspunkte der Beurteilung der innenpolitischen Situation Südtirols ergeben sich nach dem fait accompli und welche möglichen Rückwirkungen könnte die Spaltung nach außen haben? Wie bewerten Sie die Chancen Dr. Jennys? Ist Ihre Gegnerschaft zur SFP nur ideologisch begründet oder ist vor allem die Überzeugung ausschlaggebend, daß das Prinzip der Einheit der Südtiroler Volksgruppe in politischer Hinsicht auch für die nächste und fernere Zukunft noch Gültigkeit hat?

Die Erfahrung lehrt uns, daß Volksgruppen in fremden Staaten einem langsamen Verfallsprozeß entgegengehen, wenn sie ihre innere Einheit in den die Existenz der Volksgruppe betreffenden Grundsatzfragen verlieren. Diese Einheit kann sich

in zweifacher Weise manifestieren: Durch Sammlung aller Volksgruppenangehörigen und Vertretung deren Rechte in einer Sammelpartei oder durch Zusammenfassung verschiedener Parteien zu einer Dachorganisation, die nach außen hin die der gesamten Volksgruppe gemeinsamen und besonders die nationalen Interessen einheitlich und geschlossen vertritt. — Die SVP ist 1945 als Sammelpartei gedacht und gegründet worden, während die deutsche Volksgruppe Südtirols nach dem ersten Weltkrieg im „Deutschen Verband“ eine Dachorganisation hatte, dem sich interessanterweise die Südtiroler Sozialdemokraten nie eingeordnet haben, während die damalige Volkspartei und die Liberalen recht gut zusammenarbeiteten. — Wird eine Sammelpartei nicht mit viel Geschick und Rücksichtnahme auf alle Kreise und Richtungen, die auch innerhalb einer kleinen Volksgruppe bestehen, geführt, entfremdet sie sich zuerst wertvolle Kräfte und Mitarbeiter und dann zerfällt sie nach und nach in ihre Teile. Diesen Entfremdungs- und Zerfallsprozeß der Sammelpartei erleben wir bedauerlicherweise seit Jahren.

Wir wissen wohl, wo und wann er angefangen hat, wir wissen aber nicht, wann und wie er aufhört, wenn ihm nicht bald durch entsprechende Vorkehrungen Einhalt geboten und die notwendige politische Einheit in der einen oder anderen Form wiederhergestellt wird. Nach all dem zerschlagenen Porzellan wird es keine leichte Aufgabe sein, die bereits nach mehreren Seiten auseinanderstrebenden und z. T. schon auseinandergelebten Kräfte wieder zu einer Einheit zusammenzufassen. Anstatt der gegenseitigen Bekämpfung und Beschimpfung (man denke nur an die Zeiten der Wahlwerbung 1963 und 1964 und an bestimmte Reden im Landtag, Regionalrat oder Bozner Gemeinderat) sollte als erster Schritt einmal ein Burgfrieden geschlossen und eine gemeinsame Plattform in den lebenswichtigen Fragen für die Volksgruppe geschaffen werden. Dann könnte man vielleicht wieder weiter sehen. Den ersten und wichtigsten Schritt müßte dabei — ich habe es schon geschrieben — die SVP machen.

Ohne Dr. Jenny das Recht auf seine (wenn auch sehr konfuse) marxistische Weltanschauung streitig zu machen, hielt ich seinen Verbleib in der sich zur christlichen Weltanschauung bekennenden SVP für nicht tragbar. Dazu mag die politisch verlorene Kandidatur und Wahl Jennys, die zu einem wesentlichen Teil der SVP angelastet werden muß, beigetragen haben.

Für diese verfahren Situation war es doch bezeichnend, daß Dr. Jenny vom Parteiausschuß mit großer Mehrheit auf die Kandidatenliste gesetzt wurde, während Dr. Roland Riz, der sich als Abgeordneter in Rom bereits gut bewährt hatte, vom gleichen Parteiausschuß abgelehnt wurde.

*Hat die monokolore Zusammensetzung der österreichischen Regierung auch auf Südtirol gewisse Rückwirkungen, vor allem bezüglich der Tätigkeiten jener Südtiroler, die sich als Sozialdemokraten bezeichnen?*

Solche Rückwirkungen liegen in der Natur der Dinge; deren Intensität hängt von den jeweiligen Umständen ab. Wir haben es bereits erlebt, daß die SFP mit ihrem „Los von Trient“ die SVP politisch überflügeln oder zumindest beim Wahlvolk in arge Verlegenheit bringen will. Dr. Kreisky als Außenminister einer Koalitionsregierung und Kenner der realisierbaren Lösungen für Südtirol hätte seine Südtiroler Genossen sicher mehr im Zaume gehalten; als Oppositionsführer gegen die monokolore OeVP-Regierung mag ihm dieses demagogische Vorbesuchen in Südtirol sehr gelegen kommen.

*Wie sehen Sie die Möglichkeit einer gewissen bündischen Aufgliederung der SVP, etwa ähnlich jener in der OeVP?*

Davon halte ich gar nichts. Durch eine bündische Aufgliederung nach dem OeVP-Muster verliert eine Partei ihre Unabhängigkeit und Schlagkraft. Auch Kan. Gampor hat dies immer abgelehnt. Bünde sind berufsspezifische Interessenvertretungen und keine politischen Organisationen. Natürlich sollten deren Exponenten als Einzelpersonen am politischen Leben und an der politischen Organisation aktiv teilnehmen.

*Was scheint Ihnen in der SVP in struktureller Hinsicht falsch zu sein?*

Auf dem Papier dürfte hier alles in Ordnung sein. In der Praxis sehen die Dinge weniger rosig aus. So ungern es manchen hören, muß ich daran erinnern, daß der bittere Anfang eines nicht abzusehenden Endes im Jahre 1957 mit dem „demokratischen“ Hin auswählen aus der Partei des ersten Obmannes derselben, Erich Amonn, begonnen hat. Ihm sind eine ganze Reihe anderer vordienster Parteiausschußmitglieder und Mandatäre der SVP gefolgt. Die Tatsache allein, daß — im Gegensatz zu allen anderen Parteien Westeuropas — kein einziger Obmann oder Generalsekretär aus der Zeit vor 1957 heute noch in irgendeiner Weise innerhalb der SVP tätig ist, zeigt, daß hier in der praktischen Struktur etwas nicht in Ordnung bzw. falsch ist. Gewiß, auf Einzelpersonen sollte es in der Volkstumsarbeit nicht ankommen, aber es steht auch fest, daß sehr viel darauf ankommt, wer sie macht und wie sie gemacht wird.

*In letzter Zeit wurde die Frage der Arbeitsbeschaffung in Südtirol zu einem immer dringlicheren Problem. Was halten Sie vom Bemühen gewisser Kreise, mehr staatliche Stellen (z. B. bei Post und Eisenbahn) für Südtiroler zu sichern?*

Von einem solchen „Bemühen“ habe ich sehr wenig gehört. Gott sei's geklagt! Wohl aber mußten wir entgegengesetzte Bemühungen zur Kenntnis nehmen. So hat der Landesbauptmann und Obmann der SVP, Dr. Silvius Magnago, u. a. auch auf der letztjährigen Studententagung der Südtiroler Hochschuliler in Diefenheim die merkwürdige These vertreten, daß den Südtirolern vorderhand der Eintritt in den Staatsdienst nicht empfohlen werden könne. Meine gegenteilige Meinung habe ich in den „Dolomiten“ bereits und zwar entschieden zum Ausdruck gebracht. Diese wurde später auch von der SFP vertreten.

*Wie stehen Sie zum ASGB und SGR? Welche Möglichkeiten sehen Sie auf dem Sektor der Arbeitsbeschaffung?*

Der ASGB ist (und damit ist meine Einstellung zu dieser Gewerkschaft bereits klar) aus der Erkenntnis heraus gegründet worden, daß sich die Südtiroler Arbeitnehmer innerhalb der ethnisch gemischten CISL-SGB-Gewerkschaft unter italienischer Vorherrschaft nicht durchsetzen konnten. Neben den unausgenützten Chancen in der Privatwirtschaft und -industrie sehe ich vor allem eine echte Chance der Arbeitsbeschaffung für Südtiroler in Südtirol in der staatlichen Verwaltung. Nur wurde — fürchte ich sehr — die sich 1963/64 angebotene gute Gelegenheit durch falsche Einschätzung verpaßt. Italienische Nationalisten und „Nichtnationalisten“ (inklusive der Sozial-

listen aller Couleurs) haben seitdem zur Verteidigung der von den Italienern „eroberten“ ethnischen wie politischen Positionen im Staatsdienst alle Hebel in Bewegung gesetzt.

*Vor zirka fünf Jahren hat die Gruppe „Aufbau“ innerhalb der SVP eine Parole ausgegeben, die man kurz als „do it yourself“ bezeichnen könnte. Welche Schwierigkeiten standen dagegen und welche Möglichkeiten sehen Sie heute, das in Südtirol liegende Kapital in größerem Maße als bisher für neue Investitionen, die der Arbeitsbeschaffung dienen, einzusetzen? Oder hat die Kapitalknappheit auch die wirtschaftlich fest fundierten Südtiroler Kreise erfaßt?*

Die vor fünf Jahren ausgegebene Parole hat heute noch ihre volle Gültigkeit behalten. Es war, auch wenn man den Aufbau als „kapitalistisches Unternehmen“ oder als einen „Putschversuch“ (Dr. Jenny auf der Landesversammlung 1962) abzustempeln versuchte, ein politisch-taktisches Programm, das — wie es ausdrücklich hieß — innerhalb der SVP durchgeführt werden sollte. Wenn Sie es durchgelesen haben oder nachlesen wollen, werden Sie finden, daß die SVP, die 1961 die Exponenten des Aufbaues mit allen zulässigen und unzulässigen Mitteln bekämpft und sie als „Verzichtspolitiker“ hingestellt hat, seit einiger Zeit genau nach ihrem Programm vorgeht.

Lassen Sie mich an einen besonders krassen Fall der Ironie des Schicksals erinnern. Der in Oesterreich allgemein als Südtirolerexporte angesehene Journalist Claus Gatterer doziert heute in den Spalten der „Furche“ genau dieselben Lehren, die der Aufbau im Jahre 1961 zum Programm erhoben hatte und die von einigen seiner maßgeblichen Exponenten in der Führung der SVP von 1945 bis 1957 bereits praktiziert worden waren. Im Jahre 1961 wurde der Aufbau vom gleichen Autor als Häresie und als Spaltungsversuch der SVP verteuft.

Der Aufbau war kein wirtschaftliches Unternehmen, so sehr ihm an der Förderung auch der Wirtschaft gelegen sein mochte. Es ging um die Wiederherstellung des weithin verloren gegangenen Vertrauens, das eine wesentliche Voraussetzung für jede Investition ist. Die Südtiroler Volksgruppe ist kapitalarm. Das dürfte bekannt sein. Sie verfügt weder über Grundbesitz noch über Großindustrien noch über Großbanken. Man kann das Lachen nicht unterdrücken, wenn über die Südtiroler „Kapitalisten“ losgezogen wird, die es im landläufigen Sinne bei uns gar nicht gibt. Für die Schaffung neuer Arbeitsplätze sind wir weitgehend von außen abhängig, wenn man von den staatlichen Stellen absieht. — Nur durch eine entspannte Lage und gute Beziehungen, die vor fünf Jahren fehlten, können neue und bessere Perspektiven für die Arbeitsbeschaffung eröffnet werden.

*Welche von den politischen Anliegen der Gruppe „Aufbau“ halten Sie heute noch für aktuell?*

Alle.

*Wie sehen Sie die Krise der THP?*

Ueber die nach außen hin in Erscheinung getretene „Krise“ ist nur soviel zu sagen und bekannt, daß es sich um eine Aktion eines „Alto Adige“-Mitarbeiters gegen Dr. Josef Raffener gehandelt hat, der sich die bekannte These von der Meraner Autobahnbrasse im Gegensatz zur Eisacktalerbrasse im besonderen nicht zu eigen machen und die Politik des „Blattes für Deutsche Leser“ im allgemeinen nicht mitmachen wollte. Es war keine echte Krise. Die THP ist nicht — wie etwa die SFP — auf einer weltanschaulichen Basis ins Leben gerufen worden, sondern als Opposition gegen gewisse Parolen, Methoden und Vorgangsweisen der SVP, besonders auch in der Personalpolitik und bei der Aufstellung der Kandidaturen. Das Weiterbestehen der THP wird daher meines Dafürhaltens weitgehend davon abhängen, welchen Weg die SVP in Zukunft einschlägt.

*Wie sich aus der Berichterstattung Ihres Blattes ergibt, stehen Sie der Mitte-Links-Formel in Zentral- und Regionalregierung einigermaßen skeptisch gegenüber. Glauben Sie, daß eine Zentralregierung mit anderer Zusammensetzung den Forderungen der Südtiroler größeres Verständnis entgegenbrächte? Wenn ja, welche?*

Auch wenn man es heute oft anders liest und gerne anders schreibt, haben sich die Mitte-Links-Regierungen von den vorangegangenen Regierungsformeln, deren wir eine ganze Reihe in den letzten 20 Jahren erlebt haben, in keiner wesentlichen Frage der Südtirolpolitik unterschieden. Tatsache ist, daß die Vorschläge der vom vielgeschmähten Innenminister Scelba — seine jahrelange Ablehnung der Mitte-Links-Formel ist ja bekannt — vor fünf Jahren eingesetzten 19er Kommission in der Substanz bisher auch nicht von der Mitte-Links-Regierung in Reinkultur verbessert worden sind, und es voraussichtlich auch nicht werden. Ich glaube, in unserem Falle kommt es weniger auf die Regierungsformel als auf eine Frage der zunehmenden Einsicht an, daß gewisse Probleme mit der Zeit für eine bessere Lösung reifen. So geschieht es ja auch mit anderen Problemen im politisch-gesellschaftlichen Lebensschlechthin. Leben ist Bewegung und es wäre nicht einzusehen, warum sie an den Toren Südtirols Halt machen sollte.

Damit glaube ich Ihre Frage nach einer besseren Regierungsformel für die Erfüllung unserer Forderungen beantwortet zu haben. Mit einer anderen Formel dürfte sich wenig ändern. Andern tut sich höchstens die Einstellung und Sprechregelung der einzelnen Personen und politischen Fraktionen, je nach dem, ob sie innerhalb oder außerhalb der Regierung stehen. Zwei Beispiele: Es waren die Sozialisten, von denen sich heute manche das Heil für Südtirol versprechen, die im Jahre 1945

In der Konstituante selbst gegen die bescheidenen autonomen Schulbestimmungen des Statutes heftig angegriffen sind. Saragat gehörte vielen Regierungen der Nachkriegszeit in verantwortlichen Positionen an. Hat sich nie jemand gefragt, warum er sein Südtirol zugetanes Herz nicht schon 1946 oder 1950 entdeckt hat?

Stehen Sie der Mitte-Links-Formel nur in bezug auf Südtirol skeptisch gegenüber, oder auch in bezug auf die gesamtitalienische Entwicklung a) in politischer b) in wirtschaftlicher Hinsicht?

Auch in bezug auf die gesamtitalienische Entwicklung. Was sie nach dem italienischen Wirtschaftswunder in wirtschaftlicher Hinsicht bisher eingebracht hat, war eine, wenn auch nicht von der neuen Formel allein verschuldete, Wirtschaftskrise, an der Italien heute noch krankt. In politischer Hinsicht hatten wir allein in den letzten drei Jahren drei bis vier offene und ebensolche latente Regierungskrisen. Meine Skepsis ist übrigens durch das jüngst beschlossene Wiedervereinigungsdokument der beiden sozialistischen Parteien bestätigt worden. Zum Unterschied beispielsweise von den deutschen Sozialdemokraten haben sie sich darin ausdrücklich zum Marxismus bekannt, den ich als Ideologie ablehne. Damit möchte ich nicht die Frage zur Diskussion gestellt haben, ob der DC unter den gegebenen parlamentarischen Kräfteverhältnissen eine andere Alternative als die Mitte-Links-Formel zur Verfügung gestanden ist oder daß dieses Experiment nicht gewagt werden sollte.

Aus der Berichterstattung Ihres Blattes ergibt sich, daß Sie dem Vorschlag der italienischen Sozialdemokraten in Südtirol, die Region Trentino-Südtirol zu trennen, mißtrauen; daß Sie aber die Haltung der DC im Regionalrat, die dieses Projekt bekanntlich bekämpft, ebenso ablehnen. Welche Politik sollten nach Ihrer Meinung die Südtiroler einschlagen, um ihre Forderungen durchzusetzen?

Es ist die klassische Politik, die von der SVP in den Jahren 1946 (Pariser Vertrag) und 1948 (Autonomiestatut) eingeschlagen worden ist, indem sie — nennen wir es einmal so — zum bösen Spiel gute Miene gemacht und aus der gegebenen Situation das Bestmögliche herausgeschlagen hat. Wenn nicht alle Zeichen trügen, ist man nun daran, wieder zur Politik „der Kunst des Möglichen“ zurückzukehren. Es wird dabei nichts Perfektes — wo gibt es auf dieser Welt schon die Perfektion? —, wohl aber wieder etwas Brauchbares (wie vor 20 Jahren und nachher) für unsere Volksgruppe herauskommen. Wir können dann mit mehr Ruhe den nächsten Jahren entgegensehen und sehen, was sich zu gegebener Zeit wieder ändern und verbessern läßt.

Im Zusammenhang mit dem Vorschlag der italienischen Sozialdemokraten spielen Sie auf die nationalistische Vergangenheit des Sprechers dieser Partei, Regionalrat Molignoni, an. Glauben Sie nicht, daß Molignoni durch die Erfahrungen der letzten Jahrzehnte in Italien und in Südtirol eines Besseren belehrt worden sein könnte?

Gegen Molignonis neuesten politischen Hechtsprung bin ich schon aus dem Grund mißtrauisch, weil er einer von mir schon vor Jahren verworfenen Lösung gleichkäme, die von Saragat ventiliert worden war und die darauf hinausging, die Täler und Berggemeinden den Südtirolern zu überlassen, dafür aber die Städte Bozen und Meran und damit die Talsohle der Etsch — also das Herzstück Südtirols — der dort lebenden italienischen Mehrheit zu überantworten. Molignonis Thesen werden heute nicht einmal mehr von seinen Genossen in Rom geteilt. Ob er sich aus Überzeugung „gebessert“ hat, ist schwer zu sagen, solange er der „Dante-Gesellschaft“, die einiges auf dem Entnationalisierungssektor mit zu verantworten hat, als Vorstandsmitglied angehört. Ein Sprichwort besagt: „La volpe perde il pelo, ma non il vizio.“

Welche Gründe haben Sie bewogen, daß Sie zuerst nicht mehr für das Parlament und dann auch nicht mehr für den Gemeinderat kandidierten? Würden Sie sich unter veränderten Umständen eventuell bereit erklären, noch einmal zu kandidieren?

Auf diese Frage möchte ich im einzelnen nicht antworten; ganz allgemein kann ich aber sagen, daß ich mich als Mandatar der SVP nicht mehr wohlgeföhlt habe, weshalb ich auf eine Wiederkandidatur von Haus aus verzichtet und so wahrscheinlich auch einigen Funktionären der SVP eine Freude bereitet habe. Wenn meine beruflichen Verpflichtungen es erlauben und der Wunsch darnach von zuständiger Stelle ausgesprochen werden sollte, würde ich unter geänderten Umständen zu einer Wiederkandidatur grundsätzlich nicht Nein sagen.

Glauben Sie, Herr Dr. Ebner, daß das 1953 vom Kam. Camper geäußerte Wort vom Todesmarsch der Südtiroler noch heute gilt oder glauben Sie, daß die heutige Lage der Südtiroler Volksgruppe uns für die Zukunft Anlaß zu Optimismus, wenn auch nur zu gemäßigtem Optimismus gibt? Welche Voraussetzungen müßten nach Ihrer Ansicht die Südtiroler erfüllen, um auch in Zukunft ihre Eigenständigkeit zu bewahren?

Die heutige Lage gibt sicher Anlaß zu cinigem Optimismus. Wir brauchen uns nur etwas umzusehen, um diese Feststellung bestätigt zu haben. Denken wir beispielsweise an den Aufschwung, den das Schulwesen in der Nachkriegszeit genommen hat. Im Jahre 1945 gab es gezählte 1000 deutsche Mittelschüler in Südtirol; heute haben die Hochschüler allein die 1000er Grenze erreicht. Die Entwicklung nach oben hält glücklicherweise an. Es ist gewiß noch lange nicht alles so, wie es sein sollte. Wir haben noch viel, viel Aufbauarbeit vor uns. So wie ich kürzlich auf Ihrer Studientagung gesagt habe, daß wir vor gewissen Assimilierungstendenzen weiterhin auf der Hut sein müssen, bin ich der Meinung, daß wir nach wie vor alle ver-

flüßbaren Kräfte einzusetzen haben, um den Existenzkampf der Volksgruppe, der vor allem ein Wettbewerbs- und Bewährungskampf ist, bestehen zu können. In diesem Sinne hat das von vielen mißverständene Wort des Kanonikus auch heute noch seine Gültigkeit. Denn geschenkt wird uns auch in Zukunft nichts werden.

Den Südtirolern wird oft von verschiedenen Seiten Rückständigkeit vorgeworfen, insbesondere auf kulturellem Gebiet. Welche Möglichkeiten sehen Sie, das kulturelle Leben in Südtirol zu intensivieren durch Initiativen a) der öffentlichen Stellen b) von Seiten der kulturellen Vereinigungen?

Sie kommen gerade von einer Studientagung, die unter dem Generalthema „Ziele und Möglichkeiten einer Kulturpolitik für Südtirol“ gestanden ist. Was soll ich zu dieser Frage noch sagen, nachdem die Fachleute gesprochen haben? Das hieße in ihrem Falle wirklich Eulen nach Athen tragen. — Aber auf einen Beitrag möchte ich doch verweisen, der während Ihrer Studientagung in der „Dolomiten“-Ausgabe vom 21. Juli unter dem Titel „Christ und kultureller Fortschritt“ erschienen ist. (Dort findet sich auch eine Definition für Kultur). Diese Grundsätze zu verwirklichen, wäre Programm genug.

Sie sind, Herr Dr. Ebner, in Südtirol auch durch Ihre langjährige Tätigkeit in Straßburg, sozusagen ein Fachmann für Europa-Fragen. Sehen Sie Möglichkeiten, den Gedanken der europäischen Einigung in Südtirol stärker als bisher zu propagieren? Was würden Sie zur Schaffung einer Südtiroler „Europa-Union“ sagen? Wir stellen nämlich fest, daß es in allen westeuropäischen Ländern „Europa-Unionen“ gibt, aber in Südtirol nicht. In Belgien z. B. gibt es, unter Berücksichtigung der dortigen Volksgruppenverhältnisse, eine „Europa-Union“ der Wallonen und eine der Flamen, wobei jede Sektion über ein eigenes „Europa-Haus“ verfügt.

Mir schiene für Südtirol die „belgische“ Lösung richtig, weil in „gemischten“ Vereinen dieser Art sonst kein Schwung hineinkommt.

Durch die besondere Lage Südtirols bedingt, ist die geistige Auseinandersetzung und der geistige Kontakt der Südtiroler fast ausschließlich auf die deutsche und italienische Kulturwelt beschränkt. In Oesterreich und Deutschland dagegen gibt es gerade bei der studentischen Jugend enge Kontakte mit französischen, englischen, holländischen usw. Organisationen und einen lebhaften Jugendaustausch zwischen diesen Ländern. Glauben Sie, daß es auch für die Südtiroler studierende Jugend hier Möglichkeiten gäbe, die erschlossen werden sollten?

Von engen Kontakten und einem lebhaften Jugendaustausch zu sprechen, scheint mir eine Übertreibung zu sein. Wollte man diese lobenswerten Erscheinungen in Prozentzahlen der jeweiligen Gesamtheit ausdrücken, würde wahrscheinlich eine ganz kleine Ziffer herauskommen. Diese Begegnungen sollen aber gepflegt und besser ausgebaut werden. Ich würde es sehr begrüßen, wenn sich die Südtiroler über die österreichischen und deutschen Organisationen mehr als bisher daran beteiligen wollten.

Dürfen wir Sie nun, als Direktor der „Dolomiten“, noch um einige Informationen über Ihr Tagblatt bitten? Wie hoch ist die Auflage Ihrer Zeitung und von welchen Kreisen wird sie vorwiegend gelesen?

Die früher als Betriebsgeheimnis streng gehütete Auflage einer Zeitung kann heute jedermann, wenn er fündig ist, herausbekommen. Daher brauchen wir kein Geheimnis daraus zu machen. An Wochentagen schwankt sie von 19.000 bis 20.000 und am Wochenende haben wir die 30.000er Grenze beinahe erreicht.

Ueber das „vorwiegend gelesen“ haben wir keine genauen statistischen Daten. Sie wird von allen Kreisen der Bevölkerung gelesen; aus verständlichen Gründen mehr von der städtischen als von der ländlichen Bevölkerung.

An welchen Agenturen sind Sie abonniert und nach welchen Kriterien suchen Sie die Nachrichten zur Veröffentlichung aus?

Neben anderen Agenturen haben wir die dpa (Deutsche Presseagentur) und die ANSA (offizielle italienische Nachrichtenagentur) abonniert, denen wir in der Hauptsache die innen- und außenpolitischen Tagesneuigkeiten entnehmen. Das Kriterium der Auswahl richtet sich nach der Bedeutung der Ereignisse und dem vermutlichen Interesse der Leser.

Manchmal wird den „Dolomiten“ der Vorwurf gemacht, sie würden besonders heikle und aktuelle Fragen erst behandeln, wenn der „Alto Adige“ und andere Blätter schon darüber geschrieben hätten, auch wenn sie die deutsche Volksgruppe angingen. Besteht dieser Vorwurf zu Recht?

Diesem vom sogenannten „Blatt für deutsche Leser“ des „Alto Adige“ erhobenen und von einigen Südtirolern nachgesprochenen Vorwurf kenne ich. Von diesem „Blatt“ können wir uns aber nicht vorschreiben lassen, ob, wann und was wir schreiben oder zu schreiben unterlassen. Damit soll nicht in Abrede gestellt werden, daß wir anderen Zeitungen gegenüber, die bessere „Informationsquellen“ haben, oder unseniert „Losschreiben“, ohne vorher der Sache gründlich nachzugehen, dann und wann im Nachteil sind. Jedoch darf die Schnelligkeit nicht auf Kosten der Objektivität gehen.

Wie ist das Verhältnis zwischen Eigentümern der „Dolomiten“ (Gesellschaft Athesia) und Direktion geregelt? Wie zwischen Redaktion und Direktion? Ueber wieviel Eigenständigkeit verfügen die einzelnen Mitarbeiter? Wie steht es mit der Koordination der politischen Artikel, die eine eigene Meinung wiedergeben?

Diese „Verhältnisse“ sind ganz normal, wie sie bei jeder anderen Zeitung bestehen und vom Kollektivvertrag geregelt sind. Sollten sie nicht bekannt sein, dann zitiere ich die einschlägigen Bestimmungen. Sie lauten:

„Die Befugnisse des Direktors werden von eigenen Vereinbarungen zwischen dem Verleger und dem Direktor bestimmt, und zwar so, daß sie keinesfalls im Widerspruch mit den Bestimmungen des Kollektivvertrages stehen.

In die spezifische und ausschließliche Kompetenz des Direktors fallen die Erteilung der politischen und technisch-beruflichen Weisungen für die Arbeitsabwicklung, die Festsetzung der Aufgaben jedes Redaktors, die Erteilung der notwendigen Anweisungen für den guten Fortgang des Dienstes und die Bestimmung des Stundenplanes.“

Warum sind die Kommentare nicht mit Namen gezeichnet? Sind ungezeichnete Artikel als Redaktionsmeinung anzusehen?

Wenn Sie in den Annalen der „Dolomiten“ nachbüffeln, werden Sie kaum mit vollem Namen (das meinen Sie doch?) gezeichnete politische Artikel finden. Wir setzen also nur eine Tradition fort, versehen allerdings seit längerer Zeit die Kommentare mit einem gleichbleibenden Diktatzeichen des Verfassers.

Glauben Sie, Herr Dr. Ebner, daß die weltanschaulichen Stellungnahmen in den „Dolomiten“ die heutigen weltanschaulichen Strömungen und die moderne Theologie genügend in Rechnung ziehen? Was sagen Sie zur Meinung eines Innsbrucker Wirtschaftsprofessors, die „Dolomiten“ sei die konservativste Tageszeitung, die er kenne?

Sie bringen mich mit dieser Frage in die Verlegenheit, in eigener Sache zu bejahen oder zu verneinen. Diese Antwort muß ich aber unseren geschätzten Lesern überlassen und kann daher auf die Frage selbst nicht eingehen. Dafür aber möchte ich an einige Beiträge erinnern, die in diesem Zusammenhang in den „Dolomiten“ erschienen sind und vielleicht nicht von allen gelesen oder beachtet wurden.

Mit Strömungen der modernen Theologie befaßten sich in letzter Zeit u. a. folgende Beiträge:

Der Christ zwischen Gesetz und Gewissen (30. 6. 1966): Ein Beitrag über die neuesten Entwicklungen der katholischen Moraltheologie nach einem Vortrag des führenden und eines der fortschrittlichsten katholischen Moraltheologen, Prof. Böckle, Bonn. — Gilt die „alte Moral“ nicht mehr? (Auf derselben Seite): Überlegungen zu verschiedenen Tendenzen im modernen Denken.

Zur Reform des Kirchenrechtes (31. 3. 1966): Betrachtungen über die Erneuerung des Kirchenrechtes.

Wie wird man in Zukunft Priester? (17. 3. 1966): Vorschläge zur modernen Priesterausbildung, die mehr gewagt als konservativ sind.

Was ist religiöse Freiheit? (10. 2. 1966). Eine kopernikanische Tat (in derselben Ausgabe): Abhandlung über das revolutionärste Konzilsthema nach einem Vortrag des führenden amerikanischen Theologen Murray.

Die sogenannten „Jazz“-Messen (7. 7. 1966): Eine Frage die viele, besonders jugendliche Gemüter erregt. — Auf derselben Seite die kritische Frage: War früher alles gut?

Kirchenmusik am Scheideweg (24. 2. 1966): Probleme der Kirchenmusik nach der Liturgiereform.

Christ und kultureller Fortschritt (21. 7. 1966).

Kirche im veränderten Europa (16. 6. 1966): Ein beachtenswerter Vortrag von Kardinal König.

Weitere aktuelle Fragen der modernen Theologie behandelten: Konzil setzte Anfang des Anfangs (16. 12. 1965): Aufsehen erregender Vortrag des Prof. Rahner in München nach dem Konzil.

Die Glaubwürdigkeit der Ablässe (kritische Betrachtung über eine aktuelle Frage): „Dolomiten“ vom 25. 11. 1965.

Kirche, Kirchen und Religionen (24. 3. 1966): Nach einem Vortrag des führenden deutschen Theologen Prof. Rahner.

Den einen mag dies zu wenig, den anderen vielleicht zu viel gewesen sein. Ich möchte mich, wie schon gesagt, eines Urteiles enthalten, darf aber zu Ihrer Information einen Südtiroler Jesuitenpater (er lebt in Oesterreich) zitieren, der mir kürzlich über die „Dolomiten“ u. a. folgendes geschrieben hat:

„Ich freue mich jedesmal, wenn die „Dolomiten“ ankommen. Sie sind für mich nicht nur ein Gruß aus der schönen Heimat, sondern man kann sich jedesmal ein bißchen bereichern! Ich gratuliere zu Deiner nicht leichten, aber guten Arbeit. Möge Gottes Segen auch weiter mit Dir sein.

Ich muß Dir ehrlich sagen, ich habe so manchenmal die Südtiroler um diese Zeitung beneidet. Die kann sich überall ruhig sehen lassen. Sie ist so manchen deutschen und österreichischen Zeitungen überlegen, weitaus überlegen. Hiefür muß dem Redakteur alle Anerkennung gezollt werden, wengleich man auch nicht mit allen Artikeln einverstanden zu sein braucht.“

Ich könnte mit mehreren Schreibern ähnlichen Inhalts (hauptsächlich aus dem deutschsprachigen Ausland) aufwarten. Schon Kan. Gamber hat in Freundeskreisen oft die Bemerkung fallen gelassen: Zustimmung und Aufmunterung bekommen wir „von draußen“, hier wird die Zeitung nur kritisiert und heruntermgemacht.

Die Bemerkung eines Innsbrucker Wirtschaftsprofessors ist mir ebenso neu, wie der Name des Professors unbekannt. Der „Alto Adige“ hat sogar einmal geschrieben, ich wäre „reaktionär vom Scheitel bis zur Sohle“. Das sind Sprüche ohne jede Bedeutung.

Zum Abschluß möchten wir Sie, Herr Dr. Ebner, noch fragen, wie Sie den „Skolasten“ beurteilen?

Als das, was er ist bzw. sein sollte: Eine von Hochschülern für Hochschüler gemachte Zeitschrift. Im Vergleich zu anderen Studentenzeitungen, die ich ab und zu lese, kann sich der „Skolast“ wirklich sehen lassen. Die Südtiroler Hochschüler-schaft, die weder zahlen- und noch viel weniger geldmäßig an gleichartige Organisationen heranreicht, ist dazu, auch wenn man nicht mit allen Artikeln einverstanden ist, nur zu beglückwünschen.

Um acht Uhr abends suchte ich, von Santander kommend, bei strömendem Regen in Cabezón de la Sal die Abzweigung der kleinen Straße, die nach dem 13 km entfernten Dorf Valle de Cabuérniga führt. Als ich sie fand, stellte ich mich unter das Vordach eines Hauses und stürzte jedesmal winkend auf die Straße, wenn ein Auto nahte. Nach einer Stunde ließ der Regen nach, und es sammelten sich Leute. Sie luden mich zum Uebernachten ein, da nun gewiß niemand mehr in das benachbarte Dorf fahren würde. Ich blieb stur an meinem Platz bis zwölf Uhr nachts stehen und wollte mich gerade in einem Rohbau einquartieren, als ein Lastwagen kam, mich mitnahm und in Cabuérniga absetzte. Hier stand ich nun in finsterner Nacht — es gab keine Straßenbeleuchtung —, fand aber glücklicherweise sofort ein Haus, das den Anschein erweckte, unbewohnt zu sein. (Es stellte sich später heraus, daß es von Hühnern, Mäusen und Spinnen bevölkert war.) Am Morgen gelang es mir nicht, Feuer im Herd anzuzünden. Ich mußte mich damit begnügen, mit zwei Kerzen eine Fleischkonserve zu erwärmen.

Von da sind es nur noch 27 km bis nach Garabandal, das ich mir zum Ziel gesetzt hatte, aber ich konnte kaum mehr auf eine Mitfahrmöglichkeit hoffen, da hier nur wenige Autos fahren und wenn schon, dann vollgestopft mit ein oder zwei spanischen Familien. So wanderte ich — nun wieder bei bestem Wetter — die Straße entlang über einen kleinen Paß. An einem Aussichtspunkt traf ich

Franzosen. Ihr Wagen war voll besetzt, aber sie nahmen mir den (mindestens 22 kg schweren) Rucksack ab — sie fuhren ja auch ins Dorf hinauf, von dem so viel geredet wird. Im Tal jenseits des Passes liegen einige Dörfer. Alle Häuser sind eng aneinander gebaut. Einzelhöfe gibt es nicht. Das letzte der Dörfer ist Cosío. Da zweigt der Weg nach Garabandal rechts ab. Er steigt ein einsames Tal entlang stetig an. Ein kleines Stück nahm mich noch ein Deutscher mit, der in der Gegend Arbeiter anheuerte, aber bald umkehrte, weil ihm der Weg zu schlecht war. Eine halbe Stunde später war ich im Dorf. Den Rucksack fand ich, an eine Hausmauer gelehnt, wieder.

Es ist immer ein lockender Reiz, die eingefahrene Bahn des Tourismus und die Sicherheit des gewohnten Lebens zu verlassen, und in einem Land, dessen Sprache man nicht spricht, in die wahre Fremde zu geraten. Am Dorfplatz von San Sebastian de Garabandal umstanden mich eine Menge Kinder und einige Erwachsene. Sie betrachteten mich mit zurückhaltender Neugier. In solchen Situationen gibt es einen bewährten Trick, um zu einer Uebernachtungsmöglichkeit zu kommen: Man schaut dumm herum (es ist einem sowieso danach zumute) und wartet, bis man angesprochen wird. Wenn das nicht geschieht, sucht man sich

selbst den Würdigsten der Umstehenden aus und spricht ihn an. Jede beliebige Sprache der babylonischen Verwirrung ist dazu geeignet. Der Angesprochene hilft dann meistens schon, soweit er kann, oder er sucht einen anderen, der eine ausländische Sprache spricht (und einen oder mehrere solche Leute gibt es in jedem kleinsten Dorf).

Ich hatte es einfach. Es wurde mir gleich ein Heustadel angeboten, in dem ich mich häuslich einrichtete. Dann machte ich den ersten Rundgang durch das Dorf. Es ist sehr klein. Die Mauern der Häuser sind größtenteils ohne Mörtel gebaut, die unregelmäßigen und wirren Wege werden durch jeden Regen (und es regnet schon wieder!) tief aufgeweicht, sodaß man nur trockenen Fußes weiterkommt, wenn man von einem Stein zum anderen springt. Die Einheimischen haben es einfacher: sie tragen über den Hausschuhen selbstgeschnittene Holzschuhe, die drei fünf Zentimeter hohe Stelzen oder Absätze haben, so daß man auch im Schlamm auf festem Grund auftreten kann. Vor dem Haus streifen die Leute sie ab und betreten es in den Hausschuhen. Auch am Kircheneingang stehen während des Gottesdienstes lange Reihen solcher Spezialholzschuhe, die vom Schnitzer noch schön verziert und leicht geschwungen sind. Weil fast jedermann solche Schuhe

## SAN SEBASTIAN DE GARABANDAL

trägt, findet es niemand nötig, am Kirchhofeingang, wo bei Regen eine riesige Wasserlache liegt, Steine oder ein Brett hinzulegen. Überhaupt tun hier die Leute nur das, was gerade unbedingt zum Leben notwendig ist. Sie leben vom Ertrag ihrer Kartoffel- und Maisäcker und halten Schweine und Hühner, daneben einige Kühe. Die Leute machen zwar einen armen, aber nicht armseligen, sondern sehr selbstbewußten Eindruck. Ein Mann kommt gerade mit einem Prügel Holz vom Wald. Dies ist wahrscheinlich die Arbeit des Tages. Er setzt sich vor sein Haus und fängt an, mit einem Kind zu spielen. Kinder laufen umher. Der Regen stört sie nicht, und es macht ihnen auch nichts aus, mich wegzuschieben oder sich hinter mir zu verstecken, wenn es



ihre Spiel erfordert. Allmählich hört es auf zu regnen, und das Leben wickelt sich wieder im Freien ab. Der Barbier hat einen Stuhl auf den schmutzigen Weg gestellt. Darauf sitzt ein Mann mit einem umgehängten sauberen Tuch. Er wird rasiert. Beide lächeln, wie sie merken, daß ich sie fotografiere. Männer stehen nun auch wieder herum und genießen die Sonne.



Auf meinem weiteren Rundgang durch das Dorf begegneten mir die Franzosen, die mir den Rucksack abgenommen hatten. Sie fragten, ob ich nicht wüßte, wo man Brot kaufen könne. Sie hätten im ganzen Dorf nichts zu essen bekommen und selbst hätten sie nichts mit. Ich wußte keine Auskunft, denn daß das Brot — das Kinder täglich auf zwei Eseln aus Cosio heraufbringen — ausverkauft war, hatte ich auch schon gemerkt. Mir selbst ging es wieder einmal besser: Ich wurde auf Vermittlung einer deutschen Frau, die sich schon länger im Dorf aufhielt, von einer Familie zum Abendessen ein-

geladen und durfte dafür nichts bezahlen. Der Bauer war „fortschrittlich“ und zeigte mir stolz einige Zimmer und den neu gebauten Stadel. Schließlich bot er mir Unterkunft an. Ich erklärte ihm zuerst auf Italienisch und anschließend mit Händen und Füßen, daß ich lieber im Heu schlafte; zugleich deutete ich und zeichnete am Boden den „saco“ (Schlafsack), worauf er herzlich und immer wieder lachen konnte. Als er mich um zehn Uhr bis zu meinem Stadel begleitete, wollte er noch unbedingt den „saco“ sehen. Als er ihn in den Händen hatte, nahm er ihn einfach mit. Ich mußte seine Gastfreundschaft annehmen und in seinem Stadel schlafen.

Um aber zu erklären, wieso ich gerade dieses Dorf kennenlernen wollte und kein anderes, muß ich nun in einem längeren Exkurs berichten, was sich dort seit 1961 begeben hat, und was ich im Laufe der folgenden Tage erzählt bekam.

Vier Mädchen, Conchita, Maria Dolores, Jacinta und Maria Cruz, versicherten seit dem 18. Juni 1961 immer wieder, Erscheinungen der Muttergottes und des heiligen Michael gehabt zu haben. Im Anschluß an eine Ekstase teilte das älteste der Schermädchen mit, die Jungfrau habe ihnen eine Botschaft gegeben, die auf ihre ausdrückliche Bitte erst am 18. Oktober 1961 bekanntgegeben werden sollte. Diese Nachricht lief durch ganz Spanien, so daß an diesem Tag Hunderte von Pilgern in Erwartung einer sensationellen Offenbarung nach Garabandal kamen. Die meisten erwarteten ein wirkungsvolles Wunder. Es regnete in Strömen. Gegen 22 Uhr wurde die Botschaft bei den Pinien (dem Ort der Erscheinungen) bekanntgegeben. Sie lautete:

„Ihr sollt viele Opfer bringen! Ihr sollt viel Buße tun! Ihr sollt das heiligste Altarsakrament häufig besuchen. Aber vor allem sollt ihr sehr gut sein! Wenn ihr das nicht erfüllt, wird ein großes Strafgericht über euch kommen! Der Kelch füllt sich! Wenn ihr euch nicht umwandelt, wird euch Gottes Strafe treffen!“ (Zitiert nach der Uebersetzung in: „Erste Botschaft an die Welt“ von Kratzer, Konstanz).

Man kann sich leicht die Enttäuschung der Anwesenden vorstellen. Viele hatten die vorangegangene Nacht nicht geschlafen, den ununterbrochenen Regen in Kauf genommen und sich großen Illusionen hingegen.

In den folgenden Jahren erlebten die Kinder sehr oft Ekstasen. Die Muttergottes muß mit ihnen wie eine Mutter zu ihren Kindern gesprochen haben, denn Umstehende konnten hören, wie die Kinder der Muttergottes erzählten, was sie am Tag gerade erlebt hatten. Manchmal hatten die Kinder auch private Botschaften an Bekannte oder Fremde weiterzugeben. Manche dieser Zeugen änderten ihr Leben angesichts der unerklärlichen Geschehnisse.

Am 1. Jänner 1965 erzählte wiederum Conchita, das älteste der Kinder, nach einer Ekstase, der Engel werde am 18. Juni (1965) erscheinen und eine neue Botschaft übergeben.

Diese Nachricht lief wieder durch ganz Spanien, überschritt die Grenze und verbreitete sich in der ganzen katholischen Welt. Am angekündigten Tag und zur angekündigten Stunde ging Conchita zu der Stelle, die ihr der Erzengel Michael angeeignet hatte, und fiel bei der Ankunft sofort in Ekstase. Sie sprach dann von einer Botschaft, die sie schriftlich bekanntgeben müsse. Am 19. Juni 1965 wurde die Botschaft, die Conchita in fehlerhaftem Spanisch auf ein einfaches Blatt Papier geschrieben hatte, vor der Haustür der Seherin in spanisch, französisch, italienisch und englisch vorgelesen. Auf dem Blatt steht wörtlich:

„Die Botschaft, die die allerheiligste Jungfrau über den heiligen Michael der Welt gegeben hat: Da meine Botschaft vom 18. Oktober 1961 weder erfüllt, noch genügend verbreitet wurde, teile ich euch mit, daß dies meine letzte Botschaft ist.

Bisher füllte sich der Kelch, doch jetzt läuft er über. Viele Priester gehen den Weg des Verderbens und mit ihnen viele Seelen. Der Eucharistie schenkt man immer weniger Beachtung. Ihr müßt den Zorn Gottes, der über euch schwebt, durch ernste Bemühungen und Buße zu besänftigen versuchen. Wenn ihr im aufrichtigen Herzen um Verzeihung bittet, wird er euch verzeihen. Ich, eure Mutter, flehe euch durch meinen Boten, den heiligen Michael an, euch zu bessern. Es sind die letzten Warnungen. Ich liebe euch sehr und möchte euch unter allen Umständen retten. Bittet uns aufrichtig und wir werden euch gewähren, worum ihr bittet. Ihr müßt mehr Opfer bringen. Denkt an das Leiden Jesu.“ 18. Juni 1965. Conchita González.“ (ebda.)

Viele Leute aus dem Dorf konnten trotz der außerordentlichen Phänomene, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann, nicht an die Echtheit der Erscheinungen glauben. So meinte ein Arbeiter: „Gut, wenn ihr schon die Muttergottes seht, wir sehen sie nicht, ihr müßt ihr schon sagen, daß sie ein Wunder wirken soll, sonst können wir nicht glauben!“ Daraufhin baten die Kinder wieder um ein Wunder, wie schon öfters. Man hörte sie zur Madonna sagen: „In Lourdes und Fatima gabst du einen Beweis“, „Warum wirst du stets so ernst, wenn wir dich um ein Wunder bitten?“ „Wir hörten die Leute sagen, das Ganze sei eine Einbildungskrankheit von uns — die Jungen werfen uns mit Steinen — aber, wenn du mit uns zufrieden bist, ertragen wir es gern“ (ebda.). Entweder lächelte die Jungfrau bei solchen Fragen oder sie verrostete die Kinder, nach ihren Angaben, mit den Worten: „Die Leute werden schon glauben“ (ebda.).

Kurze Zeit später verspricht sie den Kindern jedoch ein großes Wunder und kündigt an, daß es an einem Donnerstag um 20.30 Uhr geschehen und mit einem für die Christenheit bedeutsamen Ereignis zusammenfallen werde; daß es auf den Festtag eines Heiligen falle, der indirekt mit der heiligen Eucharistie in Zusammenhang stehe; daß alle, die sich an diesem Tag in oder bei Garabandal aufhalten, das Wunder erleben; daß die anwesenden Kranken geheilt und die Sünder sich bekehren würden...

Für die Zeit vor dem Wunder ist noch eine „Warnung“ angekündigt — damit sich die Welt bessere —, die große Erregung und Furcht verursachen und von niemandem verhindert werden könne.

Für die Zeit nach dem Wunder ist eine Strafe angedroht, die furchtbarer werde als alles, was man sich vorstellen könne, wenn sich die Welt nicht durch Gebet und Gesinnungswandel bessere.

Damit stellt sich Garabandal in eine Reihe mit La Salette, Fatima usw.

Ich will nun in meinem Bericht weiterfahren. Um es gleich zu sagen: ich habe nichts Sensationelles erlebt. In der Zeit zwischen dem 18. Juni und dem 13. November 1965 hatten die vier Mädchen in Garabandal keine Erscheinungen. Ich war Ende September 1965 dort und konnte die Leute aus dem Dorf und die Mädchen beobachten, wie sie alltäglich lebten.

Am Tag nach meiner Ankunft wanderte ich zum „Pinienhügel“ hinauf. Es ist ein schöner, schattiger Platz. Ich stand in Gedanken versunken da. Da kam ein junger Mann aus dem Dorf herauf, kniete sich auf die Wurzel eines Baumes, ohne mich zu beachten, und betete einige Minuten. Ich merkte, daß er in naivem Vertrauen, aber echt und ernst, eine Besinnung hielt, bevor er auf den Berg hinauf weiterging. Dies berührte mich eigenartig.

Ich wanderte ebenfalls den Berg hinauf. Da sah ich einen uralten Mann, der auf mich wartete. Ich grüßte, er wartete weiter, bis ich bei ihm war. Dann lächelte er, ich begleitete ihn ein Stück Weges und versuchte, ihm einige Fragen zu stellen. Obwohl ich damals noch kaum 20 spanische Worte konnte, verstand ich, daß er auf ein Feld gehe, weit über dem Hügel dort; daß er stolz sei auf das Dorf, mit

schen etwa 60 Häusern, das wir gut sehen konnten; daß er der Großvater der Conchita sei. Ich erzählte ihm meinerseits, woher ich komme und daß es mir hier gut gefalle. Er rastete manchmal, drehte eine Zigarette in ein trockenes Maisblatt und zündete sie mit einem Feuerzeug an. Ich ließ mir das Feuerzeug zeigen: es funktionierte ohne Benzin, es wurde nur der Wergdocht zum Glimmen gebracht.

Am Nachmittage lernte ich schon fast alle Fremden kennen, die im Dorf waren: eine Dame aus den Philippinen, die nicht nur spanisch, sondern auch fließend englisch und italienisch sprach, eine Frau aus Deutschland und ihren Sohn, der in mehreren Häusern Lichtleitungen legte, einen amerikanischen Sprachlehrer — er war jederzeit zu Dolmetscherdiensten bereit —, einen Franzosen, zwei Lehrerinnen aus Bilbao.

Durch diese „Fremden“, die das Dorf und die Mädchen schon seit längerer Zeit kannten, erfuhr ich sehr viel über die Ereignisse der letzten Jahre. Sie machten mich auch mit den Einheimischen bekannt.

Die Dame aus den Philippinen nahm mich gleich in die Wirtschaft des Dorfes mit. Es gibt hier nur kalte Getränke — Holz ist zu wertvoll —. Der Besitzer, früher war er Bürgermeister, ist der Vater von Maria Dolores, die im Dorf von allen Loli genannt wird. Der Raum ist dunkel, mit einfachen Holztischen. Immer stehen Männer an der Theke und trinken „vino tinto“. Loli bediente sie und uns. Auf eine Frage nach den Erscheinungen sagte der Vater Lolis kurz: „Wir wollen, daß das Dorf bleibt, wie es ist. Wir wollen unsere Ruhe!“

Von meiner Begleiterin erfuhr ich im Laufe unserer Unterhaltung, daß die Leute des Dorfes früher etwas antiklerikal eingestellt waren. Nach dem Einsetzen der Erscheinungen bildeten sich zwei Gruppen. Die einen glaubten an die Echtheit, die anderen nicht. Als dann jeder die Mädchen immer wieder in der Ekstase beobachten konnte, und zwar oft mehrmals am Tag, da und dort im Dorf, in diesem oder in jenem Haus, wurde die Gruppe derer, die alles als unecht ablehnten, immer kleiner. Trotzdem reden die Einheimischen kaum davon. Es ist, als wären die Geschehnisse ein Geheimnis des Dorfes.

Als ich am Abend die Dame wieder traf, lud sie mich zum Abendessen ein. Sie sprach mit dem Thekenbesitzer und erreichte, daß uns Loli ausnahmsweise ein Abendessen kochte. In der Regel wird den Gästen kein warmes Essen angeboten. Wie die meisten Leute im Dorf weiß auch der Wirt noch kaum, was Geld eigentlich

ist, und wieviel ihm das Ausgeben von Essen einbringen könnte. Immerhin gibt es auch einige wenige geschäftstüchtige Bauern, die schon Zimmer vermieten. Während uns Loli bediente, beobachtete ich sie aufmerksam. Sie ist ein molliges Mädchen, lächelt immer und ist schweigsam. Sie machte mehr den Eindruck einer arbeitsamen Wirtstochter, als eines Mädchens, das viele Erscheinungen gehabt hat. Wenn sie auf- und abgetragen hatte, verschwand sie immer wieder sofort in der Küche.

Am nächsten Tag lernte ich ausgerechnet hier in dem entlegenen Dorf eine vornehme Dame kennen, die in Spanien berühmte Schriftstellerin Salisachs aus Barcelona, deren Romane in viele Sprachen übersetzt sind. Sie spricht deutsch und lud mich öfters zum Essen ein. Zu jeder Mahlzeit hatte sie viele Gäste. Vor dem Haus stand ihr Mercedes. Sie war während der letzten Jahre sehr viel in Garabandal gewesen und daher über die Geschehnisse bestens informiert. Man sprach davon, daß sie ein Buch darüber zu schreiben gedenke. Sie ist davon überzeugt, daß es sich um echte übernatürliche Erscheinungen handle.

Als ich ihr gastfreundliches Haus verlassen hatte und wieder einmal durch die wirren Gäßchen des Dorfes ging, kam ich zu einer Gruppe von Kindern, die um einen zeichnenden Maler herumstanden. Ich gesellte mich zu ihnen und fotografierte die Gruppe. Da bedeutete mir der Maler, ich solle Jacinta fotografieren, indem er auf sie hinwies. Sie stand mit Carolina, ihrer Freundin, hier, die ich schon seit dem ersten Abend kannte. Obwohl ich versuchte, einen Gesprächsstoff zu finden — Carolina hätte übersetzen können —, fiel mir nichts ein. Jacinta, ein zurückhaltendes, stilles, feines Mädchen, konnte ich nicht unvermittelt mit irgendwelchen Fragen überfallen. So blieb es dabei, daß ich sie beobachtete. Sie zeigt sich, wie ich auch später noch bemerken konnte, von der frohesten Seite, wenn sie mit Carolina zusammen ist. Sonst ist sie eher ernst und schweigsam. Sie ist wohl das am tiefsten und am feinsten empfindende Mädchen von den vier.

Mittags kam ein Wagen mit deutschem Kennzeichen. Es waren der Chefredakteur der „Bildpost“, ein Kameramann und ein Begleiter. „Wir haben nicht viel Zeit“, sagten sie und machten sich sogleich daran, Dorf und Leute zu filmen. Sie sprachen mit Conchita und nahmen alles auf Tonband auf. Als sie dann mit ihr zum Kiefernberg hinaufgingen, gerieten sie in eine kleine Auseinandersetzung mit dem Franzosen, der ebenfalls dabei war und ihnen vorwarf, daß sie Conchita zu Unrecht wie irgend so ein kokettes Ding film-

ten. Am nächsten Tag hatten sie alles schon erledigt.

Noch ein zweiter deutscher Wagen verirrte sich am Abend nach Garabandal. Es waren Urlauber, welche reine Neugierde getrieben hatte. Ihre Mutter hatte ihnen vor der Abfahrt einen Zettel in die Hand gedrückt: „... wenn ihr in die Nähe kommt“. Sie stellten unterhalb des Dorfes ihr Zelt auf und kamen dann in die Schenke. Ich versuchte, ihnen klarzumachen, daß sie schon einige Tage bleiben müßten, wenn sie das Dorf kennen lernen wollten. Doch war ihnen wohl das Wetter zu schlecht. Am nächsten Tag sah ich sie nicht wieder.

Der Michaelstag, der 29. September, ist in der Gegend Festtag. In der Kirche waren etwas mehr Männer als gewöhnlich. Man arbeitete nicht — obwohl letzteres sehr schwierig festzustellen ist, da jederzeit Männer herumstehen. Am Nachmittage war das Dorf wie ausgestorben. Die meisten Leute waren zum Fest ins benachbarte Dorf Cosio hinuntergegangen.

Ich stieg noch einmal zum Kiefernberg hinauf. Da kamen gerade drei Amerikaner, zwei Männer und eine Frau. Sie gehörten einer größeren Pilgergruppe an, die nach Jerusalem flog, und einen Abstecher hierher gemacht hatten. Mit ihnen kamen auch die Schriftstellerin, noch einige Fremde und Conchita. Wir beteten den Rosenkranz.

Nachher trafen sich etwa 16 Leute in der winzigen Küche der González. Die meisten Fremden, mir nun schon Bekannte, waren hier. Conchita saß neben ihrem Bruder auf dem gemauerten offenen Herd. Ihre Mutter, eine kleine, schwarz gekleidete Witwe, saß auf einem Hocker ebenfalls auf dem Herd — das ist wegen der Wärme beliebt.

Da Festtag war, hatte jemand einen Plattenspieler mitgebracht. Conchita fiel ein ganz bestimmter Schlager — den Namen habe ich vergessen —, sie setzte mehrmals die Nadel zurück, um ihn nochmals zu hören. Conchita, die reifste der Sehermädchen, ist hübsch und lebenslustig.

Als allmählich das Gespräch ernster wurde und um die Erscheinungen im Dorf ging, benahm sich Conchita nie wichtig-tuerisch, sie betonte vielmehr, daß nur die Botschaften und nicht einmal die Erscheinungen wichtig seien. Sie wurde sehr ernst, wenn von der angekündigten Strafe die Rede war. Mit einfacher Selbstverständlichkeit sprach sie vom großen Wunder, das kommen würde und dessen Termin sie erst acht Tage vorher bekanntgeben dürfe. Alle Antworten waren bestimmt und einfach, und wenn mehr gefragt wurde, als sie wußte, sagte sie kurz: „No lo sé“.



Plötzlich erschien ein Priester in der Tür. Er war groß und, da er von oben herab uns ansah — nicht unfreundlich —, dachten wir: er kommt gewiß aus Rom. Er trug auch einen Ring, wie es nur höheren Würdenträgern gestattet ist. Er stellte unvermittelt einige Fragen. Die Stimmung in der Küche wurde plötzlich leicht gespannt. Conchita schien ein wenig verlegen. Sie tändelte mit einem Anhänger. Als der Priester vorwurfsvoll auf den Anhänger blickte, zeigte sie neckisch ein weiteres Schmuckstück. Auf seine Fragen hin erklärte die Mutter Conchitas, daß die Familie von der Landwirtschaft lebe und vom Verdienst der Söhne, die abwechselnd in der Stadt arbeiten, und daß sie kein Geld von den Fremden annehme.

Bald wurde die peinliche Anfangsstimmung überwunden, es kam zu einem leb-

Erscheinungen und Prophezeiungen müssen aus der Ferne als etwas Absonderliches und Sensationelles erscheinen, was sie aber gerade nicht sind. Wohl aber kommen sie unvormutet und unberechenbar.

Entsprechend dem Epheserbrief ist die Kirche „auf dem Fundament der Apostel und Propheten aufgebaut“ (2, 20). Jene sind die Armsträger, diese die Klünder und Mahner aus dem freien Antrieb des Heiligen Geistes, der ja weht, „wo er will“ (Joh. 3, 8), und einem jeden zuteilt, „wie er will“ (1 Kor. 12, 11). Menschen, denen die Grade und Last des Charismas geschenkt ist, gehören zum dauernden Wesen der Kirche, da ihr Charisma die Kirche als „Heiliges Volk Gottes“ sichtbar und glaubhaft macht. So ergänzen sie das

daß die Kinder trotz der vielen Ekstasen absolut normal sind, daß aber während der Ekstasen parapsychologische Phänomene wie Telepathie, Lokutionen, Prophetie, Hierognosie, Levitation, aufgetreten sind, die in der Regel nur einzeln und sehr selten beobachtet und von der Parapsychologie als außersinnliche Kräfte und Wahrnehmungen bezeichnet werden. Wenn es sich aber um parapsychologische Fähigkeiten handelte, ist es noch nicht ausgeschlossen, daß ein echter übernatürlicher Impuls sich ihrer bedient, schließen doch göttliche Zeichen die Gesamtwirklichkeit des Menschen nie aus, sondern ein. Das heißt nicht, daß die diesbezüglichen Erfahrungen nicht immer wieder nach ihrer Echtheit überprüft werden müßten, und daß nicht auch echte mystische Erfahrungen vom Menschen immer



Dieses Foto und das mittlere auf S. 30 wurden von A. Weber, Meersburg, aufgenommen.

haften Gespräch, das in fünf Sprachen geführt wurde, und als am Abend das Kind mit der Schelle durch das Dorf lief, um den Rosenkranz anzukündigen, und wir uns verabschiedeten, sagte der Priester: „Ich bin erschüttert...“. Am nächsten Morgen dann: „Ich bin überzeugt, aber in meiner Stellung muß ich vorsichtig sein.“

Die Amerikaner hatten für diesen Abend ein Taxi bestellt. Da es aber regnete, kam keines. Der Weg war zu sehr aufgeweicht. So mußten sie einen Tag warten. Da auch ich am folgenden Tag abzureisen gedachte, luden sie mich ein mitzukommen. Ich sollte um sieben Uhr bereit sein.

Ich war um sieben bereit. Es regnete immer noch. So war kein Taxi da — und auch von den Amerikanern keine Spur. Es schlief noch das ganze Dorf. Erst eine Stunde später, nach der Messe, trafen wir uns. Die Amerikaner trieben schließlich einen dem Typ nach undefinierbaren Holztransporter auf, der uns nach Cosio bringen sollte. Der Thekenbesitzer, andere Männer und Kinder standen da, um zuzusehen, wie wir wegfuhrten. Alle winkten.

In Cosio wurde ein Taxi angerufen. Ich konnte bis Bilbao mitfahren. Am nächsten Abend kam ich über die spanisch-französische Grenze. Um zehn Uhr abends klopfte ich an die Scheibe eines haltenden Autos, in dem sich der Fahrer eben streckte und gähnte. Er wunderte sich nicht wenig, als plötzlich jemand da stand, hieß mich aber sofort einsteigen und entpuppte sich als amerikanischer Musikstudent in Frankfurt. Er nahm mich die 1300 km bis nach Saarbrücken mit.

Wenn nun manche Leser skeptisch lächeln, wundere ich mich nicht, denn

kirchliche Amt in seiner eigentlichen Aufgabe, indem sie Impulse für das je neue situationsgerechte Handeln der Kirche (nach dem einen und bleibenden Evangelium) geben.

Daher sind wirkliche Wunder niemals Sensationen. Wenn sie dazu gemacht werden, ist es Vorfälschung. Ein Wunder ist das Aufleuchten der tieferen und innersten Wirklichkeit, vergleichbar etwa mit dem Hervorbrechen und Sichtbarwerden der glühenden Gesteinsmasse bei einem Vulkanausbruch. Im Wunder wird die ganzheitliche Struktur des Menschen sichtbar, d. h. seine allseitige Offenheit und innere Erschlossenheit Gott gegenüber.

Die vom Menschen her erschlossene Gesamtwirklichkeit gleicht einem Stufenbau, in dem keine einzige Region ausschließlich sich selbst angehört, sondern in dem alles in einem nach oben geöffneten, seine konnaturalen Wirkmöglichkeiten je übersteigenden Zusammenhang steht. Wenn nun Gott aus seiner „Initiative“ den Menschen geschichtlich-dialogisch anspricht, kann der Mensch antworten oder nicht, das „Zeichen“ unter der Vielfalt der menschlichen Erfahrung verdecken oder aber sein Herz erschüttern lassen. Beides ist möglich. Daher kann ein Wunder auch nie zwingend wirksam sein.

Aber kehren wir zum Geschehen in Garabandal zurück. Handelt es sich um echte Visionen? Daß keine bewußten Täuschungsmanöver vorliegen, wird niemand bestreiten, der die Mädchen kennt. Handelt es sich aber vielleicht nur um parapsychologische Fähigkeiten? Mehrere Aerzte haben die Geschehnisse in Garabandal an Ort und Stelle eingehend geprüft. Sie alle kommen zum Ergebnis,

wieder verzerrt oder falsch interpretiert werden könnten.

Die Kirche verhält sich wie immer in solchen Dingen sehr vorsichtig. Die bischöfliche Behörde von Santander ernannte zur Überprüfung eine Kommission. Die Stellungnahme liegt jetzt in vier Dekreten vor. Im letzten kommt der Bischof zum Ergebnis, daß „der übernatürliche Charakter der Erscheinungen nicht feststeht“ (18. Juli 1965). (Dieser Satz wurde mit einer kleinen Umstellung die ergibt, „daß es sich nicht um Vorgänge übernatürlichen Charakters handelt“ — im vergangenen Herbst im „Katholischen Sonntagsblatt“ unter Berufung auf das Ordinariat Freiburg veröffentlicht). Abschließend sei noch gesagt, daß Papst Paul VI. im Jänner 1966 die Hauptseherin Conchita empfangen und ihr bei einer Generalaudienz zugerufen hat, nachdem er die Sedia gestatoria eigens hatte absetzen lassen: „Conchita, ich segne dich — und mit dir die ganze Kirche“. Zur selben Zeit wurde Conchita auch für Stunden von der Kongregation für Glaubensfragen (früher: Heiliges Offizium) empfangen. Weiters sei gesagt, daß zur Untersuchung der Geschehnisse in Garabandal nun eine päpstliche Kommission eingesetzt und dem Ordinariat Santander die diesbezügliche Kompetenz entzogen wurde. Ein Urteil liegt noch nicht vor.

Für die, die sich näher interessieren, verweise ich auf die Broschüre: „Erste Botschaft an die Welt“ 1960 hrsg. von E. Kratzer, 775 Konstanz, Kiedlebildstraße 46. Herr Kratzer stützt sich hauptsächlich auf das span. Buch „Las Apariciones no son un mito“ von Francisco Sanchez-Ventura y Pascual, Saragossa 1965, das nun auch im Französischen und in Deutsch erschienen ist. Weitere Schriften und Bücher werden unabhängig davon vorbereitet.

Fepi Zelger

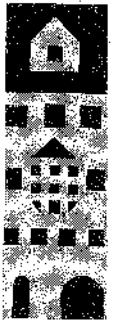
# fr. eccel

ING. FR. ECCEL, BOZEN, LAUBEN 45 - SPEZIALHAUS FÜR INNENAUSSTATTUNG

TEPPICHE  
VORHANG-  
U. MÖBEL-  
STOFFE

LÄUFER  
TEPPICH-  
BODEN

M O B E L



Eugen Thurnher

neu

## DICHTUNG IN SÜDTIROL

116 Seiten. Tyrolia-Geschenk-Taschenbuch. Lire 970

Südtiroler Dichtung des Mittelalters, der Neuzeit und Gegenwart, in gedrängter Kürze dargestellt vom wissenschaftlichen Leiter der Meraner Hochschulwochen.

Buchhandlungen Athesia

### 40 Freiplätze in Studentenheimen in Padua

für das akademische Jahr 1966/67

Letzter Einreichetermin 15. September 1966.

Die Bedingungen können im Sekretariat der Südtiroler Hochschülerschaft, Bozen, Dr.-Streiter-Gasse 20/II an allen Wochentagen von 10 bis 12 Uhr eingesehen werden.

### Interessenten für Studienbeihilfen (1966/67)

ausländischer Staaten und internationaler Organisationen für Italienische Staatsbürger können in den Wettbewerbsbestimmungen, die im Landesausschuß, Abteilung III: Öffentlicher Unterricht und Kultur, aufliegen, Einsicht nehmen.